

16 Jg.

Nr. 7



Eisab-land

Lothringers Heimat



137

1

9

3

6

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das Beste vom Besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

„Feste im Hause“

der viel gekaufte Beyer-Band
in neuer Ausstattung
Nr. 144, 90 Pfg.

will der Hausfrau ein Helfer sein, Familienfeste und kleine Hausfeierlichkeiten mit einfachen Mitteln trotz Notzeiten nett auszugestalten. Abbildungen veranschaulichen die vielen guten Ratschläge.

Beyer — der Verlag für die Frau
Leipzig C1, Weststraße 72 · Postscheckkonto 52279

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“
„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,
Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr

Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Hella

Beyers Frauen-Zeitschrift

Unterhaltung · Mode · Haushalt · Schönheitspflege

Handarbeit · Film · Theater und Sport

Jeden Mittwoch für 20 Pfg.

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- frs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



Eifel-Land Wotringer Heimat

16. Jahrg.

JULI 1936

7. Heft

Sonnenstunde auf der Pélage

Hoch oben am luftigen Hang geht sie dahin. Ihr fliegendes Goldhaar hat sich dem Höhenwind vermählt. Ihr Lachen perlt lose über die grünsamtenen Felsblöcke und verklingt im tiefen Wald. Ihre Augen aber sind flammende Sonnen. Weit wandern sie über das gesegnete Land, und wo sie haften bleiben, wird das Gold des Mittags zur rotblühenden Glut. Das ist die Sonnenstunde, hoch oben auf der Pelage.

Königlich, wie ein Weib in seiner reifsten Stunde, schreitet sie über die Halde. Käfer und Falter schwirren zu ihrer Begrüssung herbei, und die blauen Glockenblumen läuten. Ihre Hände haben die weite, verschwenderische Gebärde des Sommers. Sie öffnen sich über dem Gräserhain, und bebend fühlen Farn und Waldhaar den warmen Strom über die gereckten Stengel fliessen. Der Ginsterbusch schaut verwundert auf sein grüngestreiftes Rökkchen: Sonnenfunken haben sich eingenistet und schaukeln vergnügt ihre Laternen. Verwundert schaut auch die Tanne, die so einsam auf der Lichtung steht, als hätte sie sich verlaufen: im Dämmerlicht des grüngoldnen Zeltes treiben Leuchtkäferchen ihr neckisches Spiel; dankbar schaut die Einsame auf die frohen Gäste. Und seht, selbst das arme, braune Geröll, gestossen und zertreten, weiss um die Gnade der Stunde: sein Gleissen und Flirren ist ein lautloses, zuckendes Lachen.

Draussen lehnen die Berge ihre steilen Stirnen in das allertiefste Blau. Ernst und feierlich

ragt die Kuppe des Ungersberges, Hohkönigsburg, Altenberg und Chalmont stehen still und fern und in sich selbst versunken; aber wuchtig, weil so unmittelbar, hebt sich der riesige Sarkophag des Climent, wie ein Riegel das Tal abschliessend, das, der Grosszügigkeit der Landschaft angepasst, weit und voll unermesslicher Helle ist. Auch auf das Tal hat die Sonne ihre Glühlast geschüttet, kein Laut dringt durch den flimmernden Glast, kein Ruf, kein Peitschenknall, — still steht die Zeit.

Und die Sonnenaugen wandern. Die Blütenflocken der Brombeerhecken schliessen geblendet die Augen, aber der Fingerhut in seinem Festgewand aus karminroter Seide schliesst alle seine Türen auf: er will vergehen vor Sonnenlust und verschenkt sich restlos. Am willig erhobenen Kelch der Marguerite feiern Käfer ihr trunkenes Gelage, kleine Käfer mit blauschwarzen Flügeln, auf denen rote Flecken brennen. Ein glühender Rausch hat sie alle erfasst. Duftwolken steigen . . .

Aber endlich haben sie sich alle satt getrunken, und die sonnenschweren Blütenkelche neigen sich. Schwankend bewegen sich die Lichtbüschel des Labkrautes. Das grüne Ginsterökkchen hängt in achtlosen Falten, und die Falter haben die lässigen Gesten müder Zecher. Die Blondköpfcchen der Goldruten schauen gestillt vor sich hin, aber immer noch steigen Duftwolken. — Gross und leuchtend schreitet die Sonnenstunde über den Berg.

Mélie Schmitt.

Mein liebes Lichtenberg

Von Eduard Spach, dem Lichtenberger Dichterpfarrer, geb. 1836 zu Weinburg.



Eduard Spach, 1836—1909

Lichtenberg! Einen mächtigen Zauber übte dieses Wort auf jedes Kinderherz im schönen Hannerlande aus. Wie manches Mal, wenn wir Knaben daheim, vom «Buchwald» aus, das Lichtenberger Schloss so stattlich von seiner stolzen Höhe herabglänzen sahen und der Wind wohl gar einen leisen Trommelwirbel oder ein Trompetensignal zu uns herübertrug, haben wir da geschwärmt für diese kleine Festung, die erste, die wir gesehen in unserem jungen Leben! Wie lebhaft stand sie da vor unseren Augen mit ihren finstern Felsengängen, dem bewegten Leben im Burghofe, den exerzierenden Soldaten, den drohenden Kanonen und aufgestapelten Kugeln! Mit unwiderstehlicher Sehnsucht zog es uns über Berg und Tal hin zu dem hübschen Schösslein . . . Und erst, wenn es hie und da hiess: «Morgen dürfen wir nach Lichtenberg!» Und wenn dann der Lehrer mit uns ging durch die morgenfrischen Wälder und die grünen Tälchen, unterwegs mit uns französisch sprechend, teils um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, teils auch um uns einigermaßen vorzubereiten auf die Sprache, die in der Festung üblich war, wie freuten wir uns, wenn das sonnebeglänzte Schloss allmählich immer deutlicher durch die Waldlichtungen blickte! Wie pochte uns das Herz beim Besteigen der sandigen Felswege, aber nicht nur vor Freude und Anstrengung, sondern auch ein klein wenig aus Furcht, wir könnten

in den Fall kommen, mit Soldaten reden zu müssen!

Durch das damals noch ziemlich armselige Dörflein Lichtenberg, das heute jedoch hübsche und behäbige Häuser aufweist, ging es den steilen Schlossberg hinan, über die Fallbrücke, an dem corps de garde vorbei, wo die wachhabende Mannschaft mit Kartenspiel, Rauchen und Nichtstun sich die Zeit vertrieb, dann über eine zweite Fallbrücke, durch einen langen, finstern Torweg, wo uns ganz unheimlich zu Mute ward, in den geräumigen Burghof, wo die Schildwache uns gutmütig erlaubte, in die Mündungen der drohenden Kanonen zu schauen und die glatten Messingrohre zu berühren, so dass sie leise erklangen, oder eine schwere Stückkugel aufzuheben, die aber bald wieder dröhnend unseren Händen entsank. Dann wurde die auf Fels erbaute Stammburg der alten Grafen von Lichtenberg bestiegen, wo es ein Hauptgenuss war, ein paar Steine in den tiefen Brunnen zu werfen und zu lauschen, wie sie hüben und drüben anprallend, endlich nach einigen Sekunden platschend ins Wasser stürzten. Mit geheimem Schaudern blickte man in das düstere Burgverlies, wo einst der Sage nach der Burgherr seinen Bruder, dessen er nach langer Fehde habhaft geworden war, verdursten liess; ein paar Wochen soll der arme Gefangene sein elendes Dasein dadurch verlängert haben, dass er sein trockenes Brot auf dem feuchten Felsboden netzte, bis er durch Verrat des Beichtvaters in ein höher gelegenes Gewölbe gesperrt ward, wo er bald eines jämmerlichen Todes starb. Mit innerem Grausen betrachteten wir jedesmal den in Stein gehauenen Kopf des Gefangenen, der heute noch an der Mauer das Verlies bezeichnet, in dem der Aermste schmachtete und verschmachtete.

Allein erst die wundervolle Aussicht auf der höchsten Zinne der Burg! Hundertmal habe ich seitdem meine Auge daran geweidet, und immer aufs neue wieder fesselt mich ihr Reiz. Einerseits die vielen bewaldeten Berge und frischgrünen Tälchen, andererseits der Ausblick auf die fruchtbare Rheinebene mit dem Strassburger Münster in weiter, nebelhafter Ferne. Wie strengte man da die Augen an, es zu entdecken, um daheim erzählen zu können: «Wir haben das Strassburger Münster gesehen!» Ja, in der Tat, das war jedesmal ein herrlicher Gang, dieser Ausflug nach Lichtenberg

— ein wahrer Sonnenblick in unserem Kinderleben. Wie hätte ich damals ahnen können, dass ich später in Lichtenberg den grössten Teil meines Lebens als Pfarrer zubringen und den Untergang der Burg schauen würde?

Wie Lichtenberg zu seinem Namen kam? Schon im grauen Altertum hatten die Ritter von Lichtenberg auf der imposanten Felsmasse zwischen Zabern und Niederbronn eine Burg erbaut. Der Sage nach hatten sie sich zuerst dazu den Berg, der Rothbach überragt, erwählt. Doch dort fanden sie kein Wasser im Gestein, und ein Hirte soll ihnen geraten haben: «Kommt mit, ich will euch in der

Nähe einen lichten Berg zeigen, dessen Felsen immer feucht sind.

Auf Schloss Lichtenberg lag lange Jahre hindurch eine Garnison von Veteranen, die, aus Anhänglichkeit an ihre frühere Heimat, die beiden Weiler hüben und drüben am Berg «Champagne» und «Picardie» nannten. Am Fusse der «Lichtenberg» liegt das freundliche Dorf Lichtenberg mit seinen zwei Kirchen — eine wunderliebliche Aussicht, die man stundenlang bewundern möchte. O, du mein Lichtenberg, wie bist du schön und wie habe ich dich so lieb gewonnen! Wer dich kennt, der kann nicht anders — er muss dich lieb haben!

Gedichte von Eduard Spach

Der blinde Geiger

Er steht am Fenster
Und geigt —
Am Morgen, wenn der Sonne Schein
Mit Glanz erfüllt sein Kämmerlein
Und alles an die Arbeit geht;
Ob niemand auch sein Leid versteht,
In Tönen klagt er's, weich und zart,
Mit ernstem Kopfesneigen . . .
So jung und blind — ach Gott, wie hart!
Doch, Unmut ziemt nur einem Geigen —
Sein einzig Glück ist Geigen.

Er steht am Fenster
Und geigt —
Am Mittag, wenn der Sonne Pracht
Vom wolkenlosen Himmel lacht
Und jeder gern ein Stündlein ruht,
Da spielt er wieder wohlgenut
Sich selbsterdachte Weisen vor
Und manchen muntern Reigen,
Dieweil der Frühlingsvögel Chor
Im Gärtchen jubelt in den Zweigen —
Sein grösstes Glück ist Geigen.

Er steht am Fenster
Und geigt —
Am Abend, wenn der Sonne Glanz
Entschwunden aus der Kammer ganz
Und Mädchen singen vor dem Haus,
Da seufzt er still und horcht hinaus:
Für ihn ist's leider doppelt Nacht . . .
Und wenn sie draussen schweigen,
Da greift er in die Saiten sacht
Und spielt so traurig und so eigen —
Sein einzig Glück ist Geigen.

Sommerfäden

Mein katholischer Kollege,
Gar ein herzensguter Mann,
Der in Amt und Krankenpflege
Seinesgleichen suchen kann,
Ging in traulichem Verein

Mein einigste, in diesem Adressbuch
ist nicht bis zu der Höhe nicht Königst. D. 11
oder nicht Adressen & Höhe nachgefragt,
und der Name der Adresse & der Zustellern
der Adresse ist ein Kollege —
Mein Lieblingsdichter ist K. Gerok &
ist kein Name und der Ungelovnenliste
sind „Palmbücher“, „Glocken & D. 11“,
„Pfingstrosen“ nachgefragt.
D. 11 ist ein Name ein Lyriker mei-
ner Lieblingsdichter („Hindwölfe“, bei
Heitz, Adressbuch, Straßburg, 1878) nachgefragt,
allein ist kein Name ein Kollege.
mit herzlichem Gruß
Freundhaft
Ed. Spach

Eduard Spach an den Bauerdichter Hans Moser
aus Breuschwickersheim. Brief vom 1. Juli 1884.

Mit mir einst das Dorf entlang :
 Pfarrer sollen einig sein —
 Unsern Kranken galt der Gang.
 Milder Spätherbstsonnenschein
 Lag ein allerletztes Mal
 Golden über Berg und Tal.
 Plötzlich kommen, langgezogen,
 Sommerfäden hergeflogen,
 Leicht wie Flaum und fein wie Seide,
 Und umschlangen eng uns beide —
 Wer es wohl mit zarter Hand
 Uns, im geistlich-schwarzen Kleide,
 Lautlos um die Schultern wand,
 Dieses innig-schöne Band?
 Hat nicht Gott im Himmel droben,
 Den vereint wir alle loben,
 Auch ein Friedensband gewoben,
 Das uns alle soll umschlingen?
 Möchte doch es ihm gelingen,
 Christi Willen zu vollbringen,
 Dass auf Gottes schöner Erde
 Endlich nur noch eine Herde
 Unter Einem Hirten werde !

Ohne Heimat

Durch des Dörfleins Gassen schreitet
 Spät am Abend noch ein fremder
 Stelzfuss her, mit grauen Haaren.
 Sorgenvoll ist seine Miene,
 Schwer sein Gang und dünn sein Röcklein.
 Eine arme, alte Geige
 Blickt aus seinem Lederranzen :
 Ist er gar ein Musikante ?
 Müde von dem weiten Marsche,
 Hungrig wohl und voller Sehnsucht
 Blickt er auf zu all den Fenstern,
 Die, beim Klang der Abendglocke
 Hell vom Lampenlicht beschienen,
 Freundlich ihm entgegenleuchten.
 Drinnen jubeln laut die Kleinen
 Um den heimgekehrten Vater,
 Der im Kreis der lieben Seinen
 Ausruht von der Tagesarbeit.
 Leise seufzend lauscht der Fremde

Draussen diesem frohen Leben —
 O wie sind sie zu beneiden,
 Die noch eine Heimat haben!
 Armer Stelzfuss ohne Heimat!
 Lustig hat er wieder heute
 Hin und wieder in den Dörfern
 Aufgespielt von Haus zu Hause:
 Kinder sind ihm unverdrossen
 Scharenweise nachgezogen,
 Aber leider, wenn er fertig
 Und der letzte Ton verklungen,
 Hat nicht immer jedes Fenster,
 Hinter dem zuerst sich Lauscher
 Still gezeigt, sich ihm verschlossen —
 Und so zieht er traurig weiter,
 Ohne Zweck und ohne Heimat;
 Niemand hat er hier auf Erden
 Als die alte, treue Geige . . .

Waldmorgenpracht

Wer mit der Sonne früh sich aufgemacht,
 Der sieht den Wald in seiner Morgenpracht —
 Auf kirchenstillen Pfaden dämmert's kaum,
 Als läge noch der Wald im Morgentraum.
 Das Wiesental, die enge Felsenkluft
 Umwebt wie Weihrauch feiner Morgenduft.
 Die Baumesgipfel regen, leis und lind,
 Sich träumerisch im frischen Morgenwind.
 Im Blätterdom erglänzt des Himmels Blau,
 Die Buchen schütteln ab den Morgentau.
 Das Moos ist feucht, beperl't ist jeder Halm,
 Ein Amsellied erschallt als Morgenpsalm.

Am Waldsaum späht ein Rudel Rehe aus
 Zum nahen Kleefeld, wohl ihr Morgenschmaus.
 Vom gelben Ginster prangt die Heide ganz,
 Lichtgolden angestrahlt vom Morgenglanz.
 Ein Sabbatfriede ruht auf all den Höh'n:
 Wie ist doch Gottes Welt so morgenschön!
 Und wie ein still Gebet berührt zum Schluss
 Mich einer fernen Glocke Morgengruss.
 Aufjauchzen möchte ich aus voller Brust,
 Vor lauter Waldandacht und Morgenlust —
 Ja, wer sich mit der Sonne aufgemacht,
 Der liebt den Wald mit seiner Morgenpracht.

Der Bastberg

Kaum eine Viertelstunde westlich von Buchweiler und zwei Stunden nordöstlich von Zabern, erhebt sich vereinzelt in der Ebene eine einsame Bergkuppe, deren untere Abhänge mit freundlichen Rebgebirgen bedeckt sind, während die kahle Höhe mit ihren gelblichen Gipfeln, dem grossen Bastberg, auch Galgenberg genannt, auf der Seite von Buchweiler und dem kleinen Bastberg bei Griesbach, nur aus felsigen Steingruben besteht. Ersterer besteht aus Kalkstein und ist jüngeren Ursprungs als der kleine Bastberg, der aus einer Granitformation besteht. Von beiden Gipfeln aus geniesst man eine wahrhaft entzückende Aussicht; rechts und links breitet sich in wellenförmigen Linien die elsässische Ebene aus. Man übersieht nicht nur einen grossen Teil der Vogesenkette (Schneeberg, Odilienberg, Liebfrauenberg bei Wörth, Wasenburg bei Niederbronn, Hohbarr, Gerolseck, Herrenstein usw.), sondern auch ein Stück des alten Hanauerlandes, dessen Hauptstadt Buchweiler und dessen Stammburg die ebenfalls sichtbare Burg Lichtenberg war. In weiter Ferne, drüben über dem mächtigen Rheinstrome, winkt am blauen Horizonte der schöne Schwarzwald mit seinen grünen Tannenwäldern dem Besucher entgegen. Bei hellem Sonnenschein erblickt das Auge eine grosse Anzahl von Dörfern, aus denen die Kirchtürme wie mächtige zum Himmel zeigende Riesenfinger über das Land emporragen und des Wanderers Sinn und Gedanken emporziehen über Staub und Verdruss des Alltagslebens. Bezüglich seiner Bestandteile hat der Bastberg keine Verwandtschaft mit den Vogesen. In den oberen Schichten besteht er, wie bereits oben erwähnt, aus einem harten, feinkörnigen Kalkstein, während er in den unteren Schichten reiche Braunkohlenlager hat, welche bis vor fünfzig Jahren von der «Mine» von Buchweiler ausgebeutet wurden.

In vorgeschichtlicher Zeit soll der Bastberg dem Gottesdienst der Kelten gedient haben. Die Priester der Kelten, die Druiden, sollen hier ihre Opferstätten gehabt haben. Es knüpfen sich noch heute an den Berg, sowie aus späterer christlicher Zeit an Buchweiler eine Menge Sagen und Hexengeschichten. In dunkeln Nächten sollen sich alle Hexen aus der ganzen Umgegend dort versammelt haben und von Frau Itta in dem Zauberwesen unterrichtet worden sein. Diese Frau Itta, die Gattin des Grafen Peter von Lützelburg, war der Sage nach eine böse Hexe, die ihrem Manne das Leben

recht sauer gemacht hatte. Des vielen Unheils müde, das sie ihm schon angetan hatte liess sie der Graf endlich in das tiefe, finstere Burgverliess werfen, damit sie dort unschädlich wäre und Busse täte. Allein nicht lange schmachte sie darin, so richtete sie neues Unheil an. An einem warmen Sommertage war plötzlich, wer weiss, ob die böse Frau Itta nicht die Hand dabei im Spiele hatte, eine solche schwüle und drückende Hitze ausgebrochen, dass Menschen und Vieh verschmachten wollten und die Blätter an den Bäumen und Blumen ganz versengt und verdorrt waren von der Sonnenhitze. Auch in dem Schlosse zu Lützelburg war die Schwüle unerträglich geworden. Da liess Frau Itta ihrem Gemahl sagen, sie wolle ihm augenblicklich Kühlung verschaffen, wenn er sie wieder an das Tageslicht liesse. Der Graf liess sich von ihren schönen Reden betören und gewährte ihr ihre Bitte. Sie wurde in Freiheit gesetzt und auf den Altan des Schlosses geführt. Kaum aber war sie daselbst angekommen, so liess sie einen gewaltigen Sturmwind und so ein furchtbares Hagelwetter ausbrechen, dass alle Felder in der ganzen Umgegend davon verheert wurden. Graf Peters Zorn entbrannte darob so sehr, dass er nach den einen Frau Itta in ihr Gefängnis zurückführen und zu ewiger Haft verurteilen, nach andern lebendig am Eingang der Heidenlöcher begraben liess; er räumte den heimgesuchten Ortschaften grosse Waldungen und Waldrechte als Entschädigung für den erlittenen Schaden ein und stiftete zur Sühne des begangenen Frevels und zum Seelenheile von Frau Itta im Jahre 1126 die Benediktiner-Abtei Sankt Johann. So lautet die Sage.

Wie dem auch sei, galt die gerade dem Bastberge gegenüber gelegene Michaelshöhe, wo heute ein schmuckes, weiss angestrichenes Kirchlein friedlich in die Ebene blickt, als der Ort, wo unter der Leitung der bösen Frau Itta, im steinernen Zauberkreise droben über den sogenannten Heidenlöchern, die Hexenschule gehalten wurde. Auf der hervorragenden Felsplatte der Michaelshöhe sieht man eine kreisförmige Vertiefung in den Stein eingehauen, die etwa 4 Meter im Durchmesser hat und etwa $\frac{1}{2}$ Meter tief ist, in welche Opferblut hineinfloss. Noch bezeichnet das Volk die höhlenartigen Gewölbe, die vielleicht als Gefängnisse dienten und unter der Felsplatte sich befanden, mit dem Namen der Heidenlöcher. In Wirklichkeit dürften diese sogenannten Heidenlöcher durch die Natur gebildete Vertiefungen sein. Sie



sind durch das Wasser ausgehöhlt worden, das in grauer Vorzeit unser Rheintal bedeckte. Einen deutlichen Beweis davon liefert die Formation dieser Felsen, deren man mit ähnlichen Vertiefungen und Aushöhlungen unzählige in den Vogesen antrifft. Dieselben bestehen nicht aus blossem Sandstein, sondern aus Sandstein, der mit Kiesel und Grauwacken durchzogen ist. Wie bereits erwähnt, war der Bastberg der Versammlungsort aller Hexen aus dem Lande, die dort, wie auf dem Blocksberge im Harzgebirge, ihren Hexensabbat in der Nacht vom Freitag auf den Samstag hielten. Nach dem Volksglauben verliessen die Hexen durch den Kamin und auf einem Besenstiele reitend ihre Wohnungen, um in der vorletzten Nacht der Woche auf dem Bastberge sich zu versammeln und dort unzüchtige Tänze aufzuführen und unmässige Mahlzeiten zu halten. Besonders in der Walpurgisnacht, der ersten Nacht im Monat Mai, war das Treiben der Hexen ein unheimliches. Bekanntlich war bei den alten Deutschen der Monat Mai der nordischen Göttin Freya gewidmet, und während desselben fanden viele heidnische Feste statt, deren Spuren und Ueberreste Jahrhunderte lang sich auch dann erhielten, als die Germanen das Christentum angenommen hatten, so z. B. die Brunnenfeste, denn man glaubte, das Maiwasser hätte eine besondere Kraft, die Maibäume, die Maikönige und die Maiköniginnen und andere Gebräuche mehr. August Stöber erzählt in seinen Sagen des Elsasses mehrere Spukgeschichten, die sich auf dem Bastberge zugetragen haben sollen. Unter andern wollen wir folgende anführen:

«Es traf sich einst, dass ein Schulmeister, der zu lange bei einem Kindtaufschmause verweilt hatte, nach Mitternacht über den Bastberg nach dem Dörflein Griesbach gehen musste. Als er gegen die Mitte des Berges kam, sah er die Spitze desselben beleuchtet und hörte eine lustige Musik herabtönen. Er ging weiter, und ehe er sich's versah, befand er sich auf dem Gipfel des grossen Bastberges. Auf demselben standen etliche mit wohlduftenden Speisen reich beladene Tische, auch eine Reihe von Flaschen, und wie es ihm dünkte, blinkten ihm goldene Becher im Mondschein entgegen. Auf dem freien Platze droben tanzten viele schön geschmückte Herren und Damen. Einer aus der Gesellschaft lud ihn ein, heranzutreten und reichte ihm einen schäumenden Becher, den er austrinken musste. Hierauf gab er ihm eine Geige und gebot ihm, sich zu den Musikanten zu gesellen und aufspielen zu helfen. Der Schulmeister tat es mit freud erfülltem Herzen, trank und geigte mit seinen Genossen die ganze Nacht hindurch, wiewohl es ihn mitunter wie ein Grausen kalt überlief und er gerne Fersengeld gegeben hätte. Als am andern Morgen der Tag am Himmel graute und der Hahnenschrei in den Dörfern unten am Bastberg sich vernehmen liess, lag der arme Schulmeister todmüde und mit zerrissenen Kleidern, mit wüstem Kopf und schwerem Herzen, auf einem Steinhaufen; zu seinen Füssen gewährte er einen Pferdehuf und in der rechten Hand hielt er eine grosse Katze, die wie wütend um sich biss und ihn zerkratzte und auf einmal mit einem wilden Sprunge sich in die nahen Reben verlor.» Stöber sagt ferner: «Spielleute, welche zufällig in die Nähe eines solchen Hexensabbats kommen, werden häufig von den Hexen zum Aufspielen gezwungen. Becher verwandeln sich bei dem Erwachen in Pferdehufe, Instrumente in Kuhschwänze; die Spielleute wider Willen erwachen auf Schutthaufen oder unter dem Galgen; ihr Spiellohn, der ihnen in der Nacht als blankes Gold erschienen, hat sich bei Tageszeit in dürre Blätter, Scherben, Bohnen usw. verwandelt.»

Auf dem östlichen Gipfel des Bastberges, dem Galgenberg, stand in früherer Zeit der Galgen, an welchem die Missetäter aufgehängt wurden. Man führte dieselben von Buchsweiler, gewöhnlich zu Wagen, nach dem Dorfe Imbsheim; dort wurden sie mit Ketten gebunden und vor dem Rathaus an den Pranger gestellt. Hierauf führte man sie zur Richtstätte. Der Weg auf den Galgenberg hiess der Urteilsweg. Nach der Hinrichtung versammelten sich die Richter in einem Hause nahe bei der Ratsstube und nahmen einen Imbiss ein. Daher soll

nach der Ueberlieferung der Name Imbsheim kommen.

Aber noch in einer anderen Beziehung ist der Bastberg höchst merkwürdig und zwar wegen seiner geologischen Bildung. Er besteht aus Lias, einem harten, feinkörnigen Kalkstein, welcher sich auch reichlich in der Champagne und in der Gegend von Paris vorfindet. Auf diesem Lias befinden sich noch zwei Hauptaufwürfe von Kalkstein, nämlich sogenannter Jura- oder Meerwasserkalkstein und Süßwasserkalkstein; dem Naturforscher bietet er eine reiche Ausbeute von Muschelkalkversteinerungen dar. In den oberen Schichten findet man Süßwasser-, in den unteren hingegen Meerwasserversteinerungen. Aus den Braunkohlen, die sich im Innern reichlich vorfinden, wurden bis vor wenigen Jahrzehnten noch Alaun und Vitriol gewonnen. Der grossen Konkurrenz wegen musste diese Fabrikation eingestellt werden, seither wurden andere Fabrikate, namentlich aber Oxalsäure, hergestellt.

Für den Wanderer lohnt es sich gewiss, in der schönen Jahreszeit den Bastberg, von dem schon Goethe in «Wahrheit und Dichtung» eine gar freundliche Beschreibung geliefert hat, zu besteigen. Es dürften im ganzen Elsass wenige Berge



Buchsweiler, Obertor

vorhanden sein, von denen man eine so prächtige Rundschau hat wie vom Bastberge. Ein bequemer, schattiger Weg führt den Wanderer bis zur Spitze des sagenreichen Berges. R.

Sommerabend

Welch ein Genuss,
Abends ein klein
Stündlein, zum Schluss,
 Draussen zu sein!
Garten und Flur,
Wälder und Höh'n
Zeigen sich nur
Taufeucht so schön.

Röslein erglüht
Herrlich am Strauch,
Fliederbusch blüht
Balsamisch auch;
Linden am Gang
Duften so mild,
Mädchengesang
Tönt vom Gefild.

Sonne versinkt:
Weit war ihr Lauf —
Golden noch blinkt
Einmal sie auf;
Abendrotschein
Langsam verhaucht,
Wo sie so rein
Untergetaucht.

Vögelein will
Heim in sein Nest;
Dämmernd und still
Wird's im Geäst;
Mondsichel steigt,
Silbern und schmal,
Abwärts und neigt
Rasch sich zu Tal.

Sternlein zugleich
Schlüpfen hervor,
Frösche im Teich
Singen im Chor;
Nachtglocke jetzt
Mahnt: Es ist spät!
Und nun zuletzt
Noch ein Gebet.

Edouard Spach.

Altelsässisches Spruchgut

Sprichwörter aus J. C. Dannhauers «Evangelischem Memorial oder Denkmahl» (Strassburg 1661)

Mitgeteilt von A. P.

Eigen Lob stinkt gern. — Hoffen und harren macht zu Narren. — Wie man in den Wald schreyet, so schreyet das Echo wider heraus. — Ein jeder feg für seiner Thür. — Im alter schmakt ein guter Trunk wol. — Gute Arbeit findet guten Lohn, Handwerk hat einen guten Boden. — Es ist noch nicht aller Tage Abend. — Man soll ehe den Rock auftrännen und zunähen als müssig gehen. — Ein Hand muss der andern helffen. — Je eher, je besser; je älter, je edler. Alter Adel, der beste Adel. — Für der Thür ist draussen. — Den Senff neben dem Fleisch finden. — Sollich Genss, sollich Hirten. — Ackerwerck ist Lustwerck. — Des Haussvatters Fussstapffen machen den Acker fett. — Kein besser Mist, den Acker zu tungen, als der von dess Haussvatters Schuhen fallet. — Ein gut Wort findet eine gute statt. — Die Nacht ist niemands Freund. — Wie Crispinus das Leder stehlen und die Schuh umb Gottes willen geben. — Den Baum kennet man an den Früchten, das Ey an der Otterzucht, das Nest an den Vöglen. — Auff ein gute Post gehört auch ein gut Bottenbrod und Bottenlohn. — Kein Frewd ohn Leyd. — Ein jeder Brunn ist gern geschöpfft. — Wovon man nichts weiss, das liebet man nicht. — Gleiche Schwestern, gleich Erb. — Grosse Vögel, grosse Näster. — Man mercket leichtlich den Vogel am Gesang, den Thaler am Klang, den Sathan am Gang. — Wessen das Hertz voll ist, dessen geht der Mund über. — Pulvis et umbra sumus. Traum und Schatten, Mord und Motten sind wir alle und kommen bald zu Falle. — Gleiche Brüder, gleiche

Kappen. — Mit gefressen, mit gehenckt. — In der Fremde führt man ein Sprichwort: Es soll einer nur nach Strassburg ziehen, da find man den Tisch stets gedeckt. — Ein böser Vogel legt ein böses Ey. — Ein Rab ziele keine Zeisslein. — Das Ey ist nicht kluger als die Henn. — Mit der Magd schwetzen und die Jungfer meinen. — Wer die Fortuna hat, der führet die Braut heim. — Wie der König geartet, also auch die Underthanen. — Ein Mensch ist des andern Wolff. — Wer sich selbst rühmt, dem bohret man den Narren. — Weit davon ist gut für das Geschütz. — Ein jeder für sich selbst, Gott für uns alle. — Wer reit, der reit. — Wann der Wagen fallt, so sind der Räder fünff. — Sie danken wie der Guckguck der Grasenmücken. — Junges Blut, spahr dein Gut, Armuth im Alter wehe thut. — Kompt Tag, kompt Rath. — Gott gibts den seinen im Schlaff. — Man trägt mehr Kälberhäut als Kühhäut auss der Metz. — Ein grosses Geleit hat der Reich, dünn gesäet ist der Armen Leich. — Wann der Baum fallt, will jederman Holtz auflesen. — Wittwen und Weysen soll man zeysen und neisen. — Lang zu Hof, lang zu Höll. — Der Hann lässt das kräen, die Henn das glotzen nicht. — Vogel, friss oder stirb. — Man muss das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. — Schuldenlast, schwerer Last. — Man soll nicht warten, biss die Kühe auss dem Stall kommen. — Dess Brod ich iss, dess Lied ich sing. — Der Krank da er genass, je ärger er was. — Aller guten Dinge sollen drey seyn.

Die Heilquellen von Wattweiler

Uebersetzt aus Claudius Deodatus, Pantheon Hygiasticum. Bronrotti 1628, II,83

Diese kalten Quellen entspringen dicht bei dem Städtlein Wadtweyll im oberen Elsass. Ihr Wasser ist schwefel- und natronhaltig und darum bekömmlich für betäubte, steif gewordene, gequetschte und zusammengekrampfte Gliedmassen und Muskeln; denn es erwaicht, erwärmt und wirkt

schmerzstillend. Ferner lindert es Magen-, Darm-, Leber-, Milz- und Gebärmutterleiden, dämpft Anschwellungen und Blähungen dieser Körperteile, heilt die Schwindsucht, Körperverwachsungen, Krätze, Zittermäler, Flechten, Ausschläge, Schwären und andere Hautübel.

Das Elsass von 1870-1932

Zur Würdigung des dreibändigen Elsasswerkes, im Auftrage der Freunde des † Abbé Dr. Haegy
herausgegeben von J. Rossé, M. Stürmel, A. Bleicher, F. Deiber, J. Keppi.

«Man kann Geschichte nicht einem einzelnen Menschen weihen: aber eines bedeutenden Mannes Leben vermag Geschichte zu weihen für viele. So ist uns das Elsass von 1870—1932 verbunden mit dem Denken an Abbé Dr. Haegy und hinterlassen als ein Erbe für die kommenden Zeiten.» Dieses «In Memoriam» überschriebene Widmungsepigramm haben die Herausgeber dem ersten Band ihres grossen Elsasswerkes vorangestellt, das dem Andenken Dr. Haegys gewidmet ist, und damit den letzten Sinn und Wertgehalt der nunmehr auf drei Bände angewachsenen Publikation schön und treffend umrissen. Es liegen nun in buchtechnisch ganz vorzüglicher Ausstattung, die dem Alsatia-Verlag zur hohen Ehre gereicht, folgende Teile vor: die politische Geschichte (Bd. I—794 Seiten), Die Geschichte der politischen Parteien und der Wirtschaft (Bd. II — 387 Seiten), ferner die Geschichte der kulturellen und religiösen Entwicklung (Bd. III—550 Seiten). Alle diese Bände sind reich und gut illustriert. Ein vierter, sehr wichtiger Band, der später erscheint, wird Dokumente, Karten, Statistiken, Personen- und Sachregister enthalten.

Wir gehen nicht fehl, wenn wir behaupten, dass diese Leistung aussergewöhnlichen Ranges, die von der geistigen Stosskraft des elsässischen Katholizismus zeugt, eine neue Epoche der Elsasskunde herbeiführen wird. Da ist elsässische Geschichte, vielleicht der schicksalsvollsten Periode des Landes, zum ersten Mal aus dem Schicksal der elsässischen Seele heraus begriffen und gedeutet, in klargestalteter, einheitlicher Zusammenschau. Das gibt dem Werk etwas Unzerstörbares und rückt es ab von dem grossen, fünfbändigen Reichslandwerk des Frankfurter Elsass-Lothringen-Instituts und dem kleineren, zweibändigen Werk «L'Alsace depuis son retour à la France», welches das von J. A. Jaeger geleitete «Comité alsacien d'Etudes et d'Informations» herausgegeben hat. Beide sind mit der Tendenz von Leistungs- und Rechenschaftsberichten aus dem Blickfeld der unser Land regierenden Nationalstaaten über uns und über unser Land als Objekte des geschichtlichen Geschehens geschrieben, während das Elsasswerk der Freunde Dr. Haegys, an dem über 50 bodenständige, elsässische Wissenschaftler und Fachleute mitgearbeitet haben, in persönlich-subjektivem Sinne von

dem Elsässervolk und dem Elsass als den Trägern vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Geschehens kündigt mit wegweisender, volkserziehender Tendenz und im Sinne gesunden elsässischen Selbstbewusstseins. Da offenbart sich das Elsass nicht bloss als geschautes Antlitz, sondern auch als Inbegriff eigenen Sehens.

Die Freunde Dr. Haegys sind bestrebt, ihre wohlbegründete Meinung und Ueberzeugung zu offenbaren, unbekümmert, wie rechts und links kritisiert wird, und der elsässischen Geschichte ihren elsässischen Sinn zu geben, um mit solcher Sinndeutung der Selbstbesinnung und dem Glauben an die Zukunft des elsässischen Volkes zu dienen. In unserer politisch, wirtschaftlich, sozial, geistig und religiös so tief aufgewühlten Zeit ist ein solches Werk von grösstem Wert, es gibt aus dem Mutterboden quellende Kraft, auf dass man im Strudel des Werdens nicht haltlos, nicht ratlos dastehe. Dass das Werk in verhältnismässig kurzer Zeit wie aus einem Guss geschaffen werden konnte, ist der tüchtigen, geradezu gigantischen Arbeitsleistung des Herrn Abbé Zemb zu danken, der die vielen Mitarbeiter kenntnisreich beriet, dadurch ihre auf einer Gesamtebene sich verschmelzende Zusammenarbeit ermöglichte und die Drucklegung umsichtig überwachte. In dieser einzigartigen, geschlossenen Einheitlichkeit des grossangelegten Werkes spiegelt sich mit bewundernswerter Deutlichkeit die Einheitlichkeit der Weltanschauung und der elsässischen Geistesart wieder. Durchweg und in allen Teilen ist das Werk vornehm in Sprache und Urteil und mit warmer Anteilnahme und aufopferndem Ernst geschrieben. Drum darf es verlangen, dass man seine Sinnhaltigkeit mit eben dieser Hingabe durchdenke. Die sprachlich edelgepflegten Ausführungen sind zugleich in vorbildlicher Klarheit und Uebersichtlichkeit geboten, sodass es auch für Nichtwissenschaftler ein Genuss ist, sich in dies Buch zu vertiefen.

Ueber ein so reiches, monumentales Werk lässt sich natürlich nicht berichten, indem man sein Ergebnis in ein paar Sätzen säuberlich aufzeichnet. Wir versuchen hier, einen Begriff zu geben von seiner Art, seinem Aufbau und Inhaltsreichtum. Der erste, stattlich imponierende Band behandelt die bewegte politische Geschichte der letzten sechs Jahrzehnte (Das Elsass

unter deutscher Herrschaft — Das Elsass und der Weltkrieg — Das Elsass unter französischer Herrschaft, leidenschaftslos und doch sehr eindrucksvoll, so verschiedenartig und verschiedenwertig die einzelnen Kapitel auch sein mögen. Es stehen da Dinge, die für Deutsche und Franzosen bitter zu lesen sind. Die kritische Betrachtung dünkt uns aber wohlwogen und massvoll. Wir haben da eine auf einwandfreiem und überaus reichem Quellenmaterial solid aufgebaute, politische Geschichte, die späterer Legendenbildung vorbeugt. Der Abschnitt über das Elsass unter deutscher Herrschaft wird eingeleitet durch eine lichtvolle Uebersicht (Das Elsass und das deutsche Reich) über den psychologisch-politischen Geschichtsverlauf in seinen wichtigsten Bedingtheiten. Dann folgt, gedrängt und gehaltvoll, die Geschichte des deutsch-französischen Krieges, der Jahre des Protestes und der Diktatur, des Kampfes um die Autonomie, die Zeit des Landesausschusses und des Landtags. Es ist eine heissbewegte, kampferfüllte Geschichtsepoche, in welcher es aber Deutschland bei allem wirtschaftlichen Aufschwung und trotz vieler wesenverwandter Gegebenheiten nicht gelang, rechtzeitig genug seine militärische Eroberung geistig zu unterbauen. Die Art und Weise, wie hier durchweg vom elsässischen Standpunkt aus die aufgewühlten, nie zur Ruhe kommenden Jahrzehnte der deutschen Herrschaft gezeichnet werden, bildet eine nicht unwichtige Ergänzung zum Frankfurter Reichslandwerk.

Der zweite Abschnitt, fast 300 Seiten umfassend, ist dem Elsass im Weltkrieg gewidmet und gibt eine ausführliche, sehr gut dokumentierte elsässische Kriegsgeschichte, die hier erstmalig versucht wird und mit ihrer ganzen Vielgestaltigkeit und erschütternden Tragik geschrieben ist. Eingehend werden Kriegausbruch und Mobilmachung, die militärischen Operationen im Lande, die Schicksale der Zivilbevölkerung im Kriege, die Kriegsfürsorge und Notwirtschaft behandelt. Es folgt das tief ergreifende Kapitel über den elsässischen Soldaten im Krieg, das seine von deutscher Seite viel besudelte Ehre glänzend rettet. Weiterhin lesen wir von den Engagés volontaires und den Kriegsgefangenen und der Militärdiktatur, die nicht besser abschneidet, als sie es verdient hat. Spannend und lebendig sind die letzten Tage der deutschen Herrschaft geschildert. Den Abschluss des ganzen Abschnittes bildet das wertvolle Kapitel «Das Elsass als Kriegsziel», das wie eine niederschmetternde Offenbarung wirkt.

Der dritte, über 300 Seiten starke Abschnitt dieses ersten Bandes befasst sich mit der Nach-

kriegszeit und der Problematik des heutigen Elsass. Da fehlt die geschichtliche Distanz, die einleitenden Ausführungen zeichnen den notwendigen Charakter und den Zweck dieser Kapitelreihe in Sätzen wie: «Wenn wir hier die Zeitereignisse darstellen, wie wir sie als Zeit- und oft auch als Leidensgenossen erlebten, und wenn wir den Versuch machten, den tieferen Ursachen des elsässischen Unbehagens nachzugehen, so verkennen wir keineswegs die Schwierigkeiten, die sich einer objektiven Beurteilung in den Weg stellen. Man kann uns entgegenhalten, dass wir Elsässer in der Frage Partei seien. Man kann uns aber nicht verwehren, Zeugnis abzulegen von unseren eigenen Erlebnissen und Eindrücken, von den Motiven unseres Handelns. Wir überlassen das endgültige Urteil ruhig der Zukunft; aber die endgültige Beurteilung wird unser Zeugnis nicht missen können, um überhaupt zu einer richtigen Erkenntnis dieser Zeit und Generation zu gelangen. Nur wenn wir selber mitsprechen, wird das Leben und Wirken jener Männer verständlich, die im Vordergrund der Ereignisse standen, die wie ein Dr. Haegy als Exponenten der öffentlichen Meinung des Landes zu gelten haben und einen weit bestimmenderen Einfluss ausübten als manch andere, deren Namen gefeiert werden, die aber im Grund genommen doch nur Paradafiguren waren.» Einleitend wird auch hier wieder eine vertiefende Studie «Frankreich und das Elsass» vorausgeschickt, dann folgen Kapitel über den Einzug der französischen Truppen, die neue Verwaltung und die Behandlung der Nachkriegsprobleme, den Kulturkampf, die Heimatrechtbewegung, die politischen Prozesse und die letzten Jahre von Dr. Haegys Tod. Geschickt wird das Kernhafte dieser Tatsachenberichte hervorgehoben, frei von kleinlicher Nörgelei, oft scharf und blank. Es wird wohl möglich sein, die Wucht dieser Diagnosen zu schwächen, umbeugen wird man sie nicht können.

Der zweite Band des vorliegenden Werkes enthält auf 387 Seiten die Geschichte der politischen Parteien und des Wirtschaftslebens. Eine grundlegende, weit-schauende Abhandlung gibt einleitend den Grundriss der elsässischen Volksstruktur in allen Bevölkerungsschichten (Bauerntum, Industriearbeiter, Handwerker, Beamte, akademische Berufe, Bourgeoisie). Daraus ergeben sich die Masstäbe für die psychologische Beurteilung eigenartiger elsässischer Verhältnisse in der Politik wie im parteipolitischen und wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Entwicklungsverlauf. Die folgenden Ausführungen bleiben in diesem Gesichtsbereich dann

nicht bei einem Nebeneinander, beim Aufgereihten des weitschichtigen Stoffes stehen, sondern verdichten die erfassten Einzelerkenntnisse zum Einklang über den verschiedenartigen Untergründen. Trefflich und mit wohlthuender Objektivität ist die spannungsreiche Geschichte der politischen Parteien hier zum ersten Mal geschrieben und mit durchgreifender Sachkenntnis in allen ihren Entwicklungsformen dargestellt.

Mit tüchtigem Wissen ist im folgenden Abschnitt die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung in einer klaren Zusammenschau dargestellt. Landwirtschaft, Industrie, Bankwesen, Handel und Verkehr, Steuerwesen, soziale Organisationen und soziale Gesetzgebung werden in ihren Grundlagen und Entfaltungsformen erörtert und mit sicherem und klugem Verständnis für alle Arten der im Elsässervolk wirksamen dynamischen Kräfte in ihren Hauptzügen erfaßt. Für die Wirtschaftskrise, in der wir leben, ergeben sich daraus wichtige, wegweisende Erkenntnisse für eine wirkliche Lösung, die, wie es im «Ausklang» dieses Bandes heisst, nur gefunden werden kann, «wenn die Wirtschaft auf den von ihr bisher verkündeten Primat verzichtet und durch eine Unterordnung unter die kulturellen und ethischen Werte es ermöglicht, dass auch die bisher von ihr beherrschten und mit rein diesseitigen Hoffnungen erfüllten Menschen, sich wieder mehr als bisher den geistigen und religiösen Idealen zuwenden. Dort fallen — allen vermeintlichen Erfahrungen der letzten sechzig Jahre zum Trotz — die letzten Entscheidungen im Leben des Einzelmenschen und der Völker.»

Ein stattlicher dritter Band bietet auf 550 Seiten die Geschichte der kulturellen und religiösen Entwicklung. Der erste Abschnitt ist eine Meisterleistung schlechthin. Als reifes Ergebnis nicht nur erfolgreichen Forschens und eindringenden Erkennens, sondern auch weiser Abgeklärtheit, lebendigster Einfühlung und innigster Volkserwachsenheit möchten wir die einleitende Abhandlung «Vom Wesen und Werden elsässischer Geistesart» hervorheben. Mit so viel Wärme und feiner Beobachtung, mit so viel Lebensnähe und gründlicher Sachkenntnis ist noch nirgends Quell und Sinn der elsässischen Seele und Wesensart aufgedeckt worden. Man darf das ohne jede Uebertreibung sagen. Dem Gewicht dieser einführenden, grundlegenden Erörterungen entsprechen die sich anschliessenden Kapitel über die deutsche und französische Sprache im Elsass, das Schul- und Bildungswesen, die heimatliche Forschung, das Zeitungswesen, die Literatur und

Kunst, in denen ein gediegenes, erstaunlich lebendiges Bild elsässischer Geistesart und elsässischen Geistesschaffens ersteht, meist mit Ausblicken in die Entwicklung in früheren Jahrhunderten und immer auf breitem, zum Verständnis unerlässlichchem Unterbau.

Ein Fülle von Fragen und Probleme ist in den Kapiteln über die deutsche und französische Sprache im Elsass und das Schul- und Bildungswesen unter umfassender Verarbeitung einer Unsumme von Material mit durchdringender Klarheit behandelt. Ueberraschend wirkt die gehaltvolle, von gediegener Kennerschaft zeugende Uebersicht über die wissenschaftlichen Bemühungen und Leistungen auf dem weiten Gebiete der Elsassforschung, in welcher mit geistvoller Strichsicherheit eine schier unübersehbare Stofffülle in dieser Art hier erstmalig bewältigt wird. Fein und einprägsam formuliert sind die Charakteristiken im Kapitel über Literatur und Kunst, lebendig gezeichnet die Ueberschau über die literarischen und künstlerischen Strömungen und Gruppierungen. Die gedrängten Ausführungen sind voll Gehalt und getragen von kritischem, gesundem Urteil, abhold jedem brillierendem Literatenschwatz. In blitzenden Farben sprüht da und dort das Kapitel über das Zeitungswesen, ein lebendiges Gesamtbild, bis ins Einzelne mit treffender Schärfe gezeichnet. In allen diesen Beiträgen zur Kenntnis unseres kulturellen Lebens in den letzten Jahrzehnten erklingt das ewige Lied des elsässischen Seins und Wesens in gewachsener Eigenart, ehrwürdig alt und doch immer jung, geformt und beschwingt von zwei wechselseitig einwirkenden und sich ergänzenden grossen Kulturen.

Der zweite Teil dieses dritten Bandes enthält die religiöse Zeitgeschichte. Zunächst wird das religiöse, das sakrale Elsass in seinen psychologischen Grundlagen und Traditionen gedeutet und erklärt, jenes Elsass, dem die laizistische Mentalität so volksfremd, so untragbar ist. Da heisst es: «Wie Glanz einer Sonne, die nicht untergehen will, leuchtet es aus den Tiefen elsässischer Geschichte durch die Jahrhunderte hindurch in unsere Zeit hinein. Es ist das Geheimnis der religiösen Existenz. Wenn es ein Geheimnis gibt in dem sonst ganz und gar nicht geheimnishaften Leben des Elsässers, so ist es dieses. Ein Widerschein davon umspielt alle Grundhaltungen, alle wesentlichen Aeusserungen und Entscheidungen der elsässischen Seele. Selbst das politische Geschehen des letzten Jahrhunderts bis zur Stunde kann dem Geleucht der religiösen Existenz im Elsass sich nicht entziehen.» Ausführlich und aufschlussreich

werden dann die verschiedenen Ausdrucks- und Betätigungsformen des religiösen Lebens unter Berücksichtigung der Hemmungen behandelt (Seelsorge, Kultorte, Diözesanwerke, kirchliche Traditionen, religiös-kirchliche Kunst u. a.), dann die Konfessionen und ihr gegenseitiges Verhältnis, das Konkordat, Religion und Schule, die Bildungsanstalten des Klerus, dessen organisatorische Tätigkeit, die organisierte Caritas, die religiösen Orden und Genossenschaften und zuletzt die Missionstätigkeit. Fürwahr ein reiches Erbe, aus dessen Kräften und Eigenwerten das Land mit Vertrauen zehren kann!

In allen drei Bänden dieses Monumentalwerkes wird das Geschichtsbild immer wieder von zwei Seiten durchsichtig, in dem betonten elsässischen Heimatgedanken und in der geschlossenen, ein-

heitlichen, christlichen Weltanschauung und Grundhaltung. Und darin liegt die geistige Stosskraft dieses Elsasswerkes und seine wichtigste Einflusswirkung. Diese ist um so grösser, weil es keineswegs nur rückwärtsgewandte, Vergangenes um des Vergangenen willen zurückholende Darstellung ist, sondern vielmehr mannigfache Fäden in die Hand gibt, die sich vom Vorgestern und Gestern in das Heute oder gar in das Morgen weiterspinnen. Möge sich daher der Wunsch der Herausgeber erfüllen: «Nicht geben wir heraus ein neues *Alsaticum* für Bibliotheken, sondern ein Werk, das in den Häusern und Herzen des elsässischen Volkes leben und werden soll zu einem wirklichen «*Alsaticum*» — zu elsässischem Denken und Wollen!»

N. N.



Das Anwesen F. Baldensperger in Sundhausen

Fritz Baldensperger zum Gedächtnis

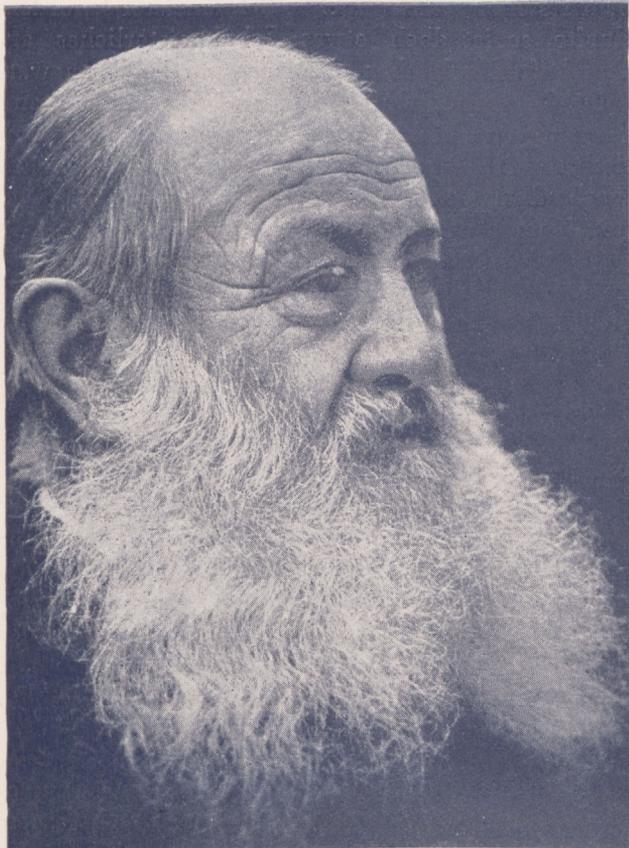


Photo Jean Pflieger

F. Baldensperger

Wieder obliegt uns die schmerzliche Pflicht, einem langjährigen Freund und Mitarbeiter einige Worte warmen Gedenkens in das Grab nachzurufen. Am 19. Juni des Jahres ist Fritz Baldensperger nach mehrwöchiger Krankheit sanft im Herrn entschlafen und am darauffolgenden Sonntag unter grosser Teilnahme auf dem Gottesacker von Sundhausen im Ried zur letzten Ruhe bestattet worden.

Wer den breitschultrigen Mann mit dem wehenden, weissen Doppelbart einmal gesehen hat, der vergass die eindrucksvolle Erscheinung niemals wieder. Wenn er ausging, deckte ein breitrandiger Filzhut die hohe, wie ein Sturzacker durchfurchte Stirn. Unter buschigen Brauen schauten ein Paar kluge, gütige Augen aufgeschossen in die Welt. Wie ein loser Schalk sass auf dem linken Augenlid ein freches Würzlein, welches das gutmütige Gesicht mit der derben, breiten Bauernnase gar nicht verunzierte. Die willensstarken Lippen und das mächtige Kinn verschwanden un-

ter einem wohlgepflegten Walde schlohweisser Haare. Die starke Brust umschloss gewöhnlich eine dicke, einfache Joppe, die ihm das Aussehen eines alten, Vertrauen einflössenden Försters gab. Nur trug er statt der Flinte Hacke oder Spaten auf der Schulter, wenn er in Feld und Garten nach dem Rechten sah. Mit der rechten Hand stützte er sich auf einen derben Knotenstock, da er ein Bein infolge eines alteingesessenen Leidens ein wenig nachzog. Sonst war der Alte im weissen Haar die verkörperte Kraft und Gesundheit selbst.

Unwillkürlich dachte man bei diesem Charakterkopf an einen mittelalterlichen Bauernführer oder schweizerischen Volkshelden. In der Tat floss Schweizerblut in seinen Adern. Sein Urgrossvater stammte aus der Schweiz und war auf einem Viehtransport von Basel nach Strassburg an einer schönen Elsässerin in Obenheim an der Rheinstrasse hängen geblieben und ist daselbst ein tüchtiger Land- und Gastwirt geworden. In einer Kalendergeschichte hat der Urenkel mit launigem Humor geschildert, wie der starke Philipp selbst dem Revolutionsmanne Eulogius Schneider Respekt eingeflösst hat. Die Nachkommen siedelten nach Sundhausen über, wo Fritz Baldensperger am 24. März 1862 geboren wurde.

Sein Vater war ein harter, doch gerechter Mann, der den Knaben frühzeitig an die Feldarbeit gewöhnte. In der Dorfschule fiel der Junge durch gute Begabung, Lerneifer, Gedächtnistreue und Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift auf, sodass Lehrer und Pfarrer einen Schulmeister aus ihm machen wollten. Das schmeichelte der Eitelkeit der Mutter, aber der Vater widersetzte sich hartnäckig solchen Plänen. Seine Absicht war, den Sohn in die Schule der Arbeit zu nehmen und einen tüchtigen Bauer aus ihm zu machen, der den väterlichen Hof übernehmen sollte, um ihn zu besitzen.

1876 aus der Schule entlassen, musste der kräftig entwickelte Knabe tüchtig mitangreifen in Hof und Stall, in Feld und Wald. So wuchs er von klein auf hinein in den landwirtschaftlichen Betrieb mit seinen Nebenzweigen, wobei er zum grossen Aerger des Vaters stets Papier und Bleistift mit sich führte, um seine Beobachtungen in der Natur schriftlich festzuhalten. In seinen Musestunden studierte er eifrig, was er an landwirtschaftlicher Literatur und Zeitschriften erhaschen konnte. Was ihm in der Theorie gut und brauchbar schien, setzte er sofort in die Praxis um. For-

schen und versuchen war seine liebste Tätigkeit, die aus ihm einen fortschrittlichen Bauer machte und eine anerkannte Grösse auf den Gebieten des Obst- und Weinbaus und besonders der Kleintierzucht. Die Einrichtung seines Hühnerhofes war mustergültig, und die Achtung, die er in Züchtereisen genoss, sprach sich in der als Uebernamen gedachten, aber zum Ehrennamen gewordenen Bezeichnung «der alte Hühneronkel» aus, als der er landauf, landab bekannt war.

So ist Baldensperger ein Bauer geworden und war stolz, ein Bauer zu sein. Doch war er kein dummstolzer Bauer, wie er in der Einbildung dünnkelhafter Städter lebt, sondern ein Bauer mit Verstand, der den Begriff eines ganzen Menschen verkörpert, ein Bauer, wie er dem Amtmann und Dichter Hans Michael Moscherosch vorschwebte, als er 1643 in der *Insomnis cura parentum* schrieb: «Der Ackerbau erfordert eines gantzen Mans hirn und verstand». In der Enge seines Berufes fand er Glück und Befriedigung. Das Haus, die Heimat, die Beschränkung waren sein Glück und seine Welt. Er hing zähe an dem Alten, wie nur ein Bauer konservativ sein kann, aber er verschloss sich auch nicht dem guten Neuen. Für einen massvollen Fortschritt zu werben und zu wirken, war seines Strebens Wunsch und Ziel. Haltlose Schwätzeri und politische Kannengiesserei waren ihm ein Greuel. Mit Worten war es nicht getan für ihn, er wollte Taten sehen.

Er war jedoch nicht nur ein aufgeklärter, sondern auch ein gebildeter Bauer, insofern zu einer rechten Bildung ein heller Kopf, ein starker Wille und ein warmes Herz für die Nöte von Mensch und Tier gehören. Diese Eigenschaften besass der Hühneronkel in hohem Masse. Davon legen die zahlreichen Zeitungsartikel und Zeitschriftenaufsätze, die seiner gewandten Feder entflossen, hinreichend Zeugnis ab. Was er für die Landwirtschaft Gutes getan hat, das möge die Fachpresse würdigen. Uns war er lieb und wert als Schilderer des alten Brauchtums im Ried. Seine seit 1930 in «Elsassland» erschienenen Arbeiten beruhen auf langer Lebenserfahrung und gewissenhafter Beobachtung. Als reiche Fundgrube für den Freund der Heimatgeschichte und der Volkskunde werden sie immer ihren Wert behalten. In einem schlichten, sprachrichtigen Stil geschrieben von einem einfachen Manne des Volkes, der keinen an-

dern Bildungsgang als die Dorfschule durchlaufen hat, stellen sie der Leistungsfähigkeit der alten Schule das beste Zeugnis aus. Wenn der Bauernschriftsteller auch nicht Schulmeister werden durfte, so ist doch etwas Schulmeisterliches an ihm haften geblieben. Lehren und belehren war seine Schwäche. Das haben ihm viele seiner Standesgenossen auf dem Dorfe verargt und haben ihm deshalb viel Gras unter den Füßen weggemäht. Verbindung von Pflug und Feder hat dem Volke von jeher als verdächtig gegolten.

Schlicht und einfach, wie er gelebt, ist Baldensperger auch gestorben. Schon vor Jahresfrist stellte er eine merkliche Abnahme seiner Kräfte fest. «Mit meinem Schreiben geht es nicht mehr so flott wie vor einigen Jahren, meine Gedanken lassen mich oft schmäählich im Stich,» schrieb er Ende 1935, als er die Arbeit über die Nachlese in der Erntezeit einsandte. Der letzte Aufsatz über Kinderbescherungen auf dem Dorf war von der ahnungsvollen Bemerkung begleitet: «Diese Sitten und Gebräuche sinken mählich ins Grab. Es geht ihnen wie unsereins auch. Wann wird das letzte Stündlein schlagen?» Acht Tage vor dem Tode sandte er noch einen letzten Gruss.

Er wusste, dass für ihn das Stündlein geschlagen hatte. Als der Mann mit der bleichen Wange seinem Sterbebette nahte, sah er in ihm die stille Abendfeier vor der Ruhe der Nacht und das sanfte Erbleichen der Sterne vor dem Anbruch eines schöneren Tages. Nach seinem Wunsche sollte sein Begräbnis so einfach sein wie sein Leben. Die Kinder sollten nur einen grünen Kranz auf seinen Sarg legen. Statt eines kalten Steines wollte er nur grünen Efeu als Sinnbild anhänglicher Treue auf seinem Grabe und mitten darin ein grünes Bäumlein, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels ihr Liedlein singen.

Sein letzter Wunsch wird erfüllt werden, und so wird das Grab des schlichten Mannes zu einer eindringlichen Mahnung für die Hinterbliebenen Freunde:

Ein jeder wandle einfach seine Bahn.
Ob öd, ob schnöde, ei, was geht's dich an?
Was tut das Feuer in der Not? Es sprüht.
Was tut der Baum, den man vergisst? Er blüht.
Drum übe jeder, was er immer tut,
Wasch deine Augen, schweig und bleibe gut.

Die Redaktion der Zeitschrift «Elsassland».



Vom Retzle und Späjle

Von † F. Baldensperger (Sundhausen)

Unter Nachlese, elsässisch Retzle oder Späjle, wohl von spähen abgeleitet (nein, eher vom ital. spigolare, das auf lat. spica zurückgeht. Die Red.), versteht man auf dem Lande das Sammeln verschiedener ländlicher Produkte nach der Ernte, die aus Unachtsamkeit oder Gleichgültigkeit auf dem Felde zurückgeblieben sind, auf die der rechtmässige Besitzer oft auch keinen sonderlichen Wert mehr legt und die in der Regel verderben, wenn sie nicht durch die Späjler oder Retzler gesammelt würden.

Diese Nachlese ist eine Arbeit, die nach althergebrachtem Brauch den armen, unbemittelten Leuten zufiel, die auf diese Weise ihre spärlichen Wintervorräte etwas zu vermehren suchten. Unsere heranwachsende Generation kennt diesen Brauch vielfach nur noch dem Namen nach, Späjle und Retzle sind für sie Fremdwörter geworden. Deshalb mag ein kurzer Nachruf über diesen alten Brauch, bevor er vollends in Vergessenheit gerät, nicht unangebracht sein.

Die Nachlese ist ein althergebrachter, wohl über tausendjähriger Brauch, denn schon in der Bibel werden Aehrenleserinnen erwähnt. Mit unserer hastigen Zeit kann dieser Brauch aber kaum noch Schritt halten und ist infolge eines gewissen Wohlstandes der ärmeren Bevölkerung auf dem Lande bereits stark in der Abnahme begriffen.

Ob diese Nachlese gesetzlich erlaubt ist, wissen wohl die wenigsten, die dieser Sache nachgehen; aber gesetzlich verboten scheint sie auch nicht zu sein, jedenfalls gilt sie als ersessenes Recht. Diese Sammler berufen sich ohne Ausnahme auf den ortsüblichen Gebrauch, nach welchem von einer gewissen Zeit ab das Retzeln erlaubt ist. Nicht selten entstehen aber doch Zwistigkeiten über den Begriff von mein und dein, da sich beide Parteien auf ihr gutes Recht berufen, was sie aber leider

nie schriftlich zu beweisen vermögen. (Anm. der Red.: Dass die Nachlese auch im Elsass ein uralter Brauch ist, zeigt uns Geiler. In der Predigtsammlung der «Postill» spricht er in Erinnerung an seine Jugendzeit im oberen Elsass: «Wenn man speglet oder retzlet in dem Herbst, ist oben im Land Gewohnheit, das man ein Glock lüet. Do findt man hin und her allemol ein Trübel.» Wie der Herbst, so wurde also auch die Nachlese erst durch Glockenläuten eröffnet und erlaubt.

Die erste Nachlese im Jahre begann früher schon in der Heuernte mit dem Heuretzeln oder Heurechen auf den Wiesen. Mit hölzernen, breiten Rechen wurden nach der Abfuhr des Heues die ganzen Wiesen abgestreift, um die Ueberreste zusammenzuraffen.

Diese Heuretzler waren ärmere Leute, die für ihre Ziegen, oft auch noch für eine Kuh sich für den Winter auf diese Weise einen Futtervorrat beschafften. Nicht selten lohnte sich ihre Arbeit, namentlich da, wo die Wiesenbesitzer aus Gleichgültigkeit viel Heu zurückliessen. Aber vielfach hielten auch die Eigentümer aus Sparsamkeitsrücksichten auf ihren Wiesen selbst Nachlese. Bei gutem Wetter war dieses Sammelheu von bester Qualität, es wurde von den Frauen in grossen Tüchern auf dem Kopfe nach Hause getragen. Dies früher allgemein übliche Heurechen ist schon längst abgegangen, obwohl eine solche Nachlese bei den heutigen Futterpreisen erst recht lohnend wäre. Unsere Jugend will aber von derartigen Sachen nichts mehr wissen und findet die altmodische Arbeit und Sparsamkeit übertrieben. Der Zeitlauf hat eben andere Zustände geschaffen.

Eine weit wichtigere Nachlese begann in der Getreideernte durch das Sammeln der liegengebliebenen Aehren. Sie setzte schon in der Gersten-ernte ein, die sich auch heute noch lohnt, während

früher das Sammeln der Aehren auf den Weizenfeldern oft recht spärlich ausfiel, namentlich in der Zeit, wo der Weizen mit der Sichel von Hand geschnitten wurde und infolgedessen nur wenig Aehren verloren gingen. Herrschte jedoch regnerisches Wetter während der Ernte, wurde das Stroh oft brüchig, und viele Aehren brachen am Halm ab. Aber auch diese Aehren, die «Stumpfähren», wurden von den Aehrenlesern gesammelt. Die Aehren mit Halmen wurden in Büscheln gebunden, während die Stumpfähren in einen umgehängten Sack gesammelt wurden.

Als die Sense in Gebrauch kam und der Weizen gemäht wurde, war das Aehrenlesen bedeutend lohnender geworden, und eifrige Sammler brachten es damals zu ganz hübschen Weizenvorräten. Das Aehrenlesen zählt heute bereits zu den Seltenheiten, während vor 50—60 Jahren sich gross und klein dieser Arbeit unterzog. Selbst die Kinder bemittelter Bauern wurden zum Aehrenlesen angehalten, um bei ihnen die Arbeitslust zu erwecken. Ausser Heu und Getreide zählen Obst, Trauben, Nüsse, Kartoffeln usw. zu den Erzeugnissen, die nach einer bestimmten Zeit ihrer Abernte ohne besondere Genehmigung auf fremdem Eigentum gesammelt werden dürfen. In der Regel einige Tage nach Michaeli (29. September) berufen sich die Späpler oder Retzler schon auf den ortsüblichen Brauch, und wer beherzt genug ist, heimst oft noch tüchtige Vorräte ein.

Auch im Gebirge war früher in den Reben das Späple allgemein bekannt, und mancher arme Häcker und Tagelöhner hat sich mit den Seinen auf diese Weise ein hübsches Fässchen voll Wein gesammelt.

Vor ca. 40—50 Jahren war auch das Kartoffel-späple noch in vollem Gange. Mancher Sammler rühmte sich damals der grossen Vorräte, die er sich nach der Kartoffelernte errungen hatte, so

dass er neben dem Selbstverbrauch sogar noch ein Schwein zu mästen vermochte.

Das heutige Retzle oder Späple ist ganz unbedeutend gegen früher und erstreckt sich grösstenteils nur noch auf Nüsse, die aber allen Sammlern, ob arm oder reich, stets angenehm sind. Recht unangenehm ist dieses Retzeln oft für Besitzer mit etwas spät reifenden Nüssen, auf die keine Rücksicht genommen wird von frechen Sammlern. Mit langen, dünnen Stangen ausgerüstet, gehen die Nüsseretzler vielfach zu Werke; mit diesen Stangen schlagen sie die an den Bäumen hängen gebliebenen Nüsse herunter, während sie früher mit entsprechend glatten Knüppeln herunter geworfen wurden, was man mit «Nüssebengle» bezeichnete. Diese Arbeit lohnt sich auch heute noch, da die Nüsse immer ziemlich hoch im Preise stehen. In unserer Zeit, namentlich in spätreifenden Jahrgängen, sollte der Termin der Nachlese durch ortsübliche Bekanntmachung entsprechend verschoben werden, um Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten zu verhüten.

Mag dieser alte Brauch in sozialer Beziehung sein Gutes gehabt haben, eine grosse Schattenseite hat er doch: ein zweiter erhält auf Grund eines Ortsgebrauches ein gewisses Anrecht an fremdem Eigentum, was in unserer fortschrittlichen Zeit nicht mehr gut zu verstehen ist, namentlich dann, wenn der rechtmässige Eigentümer infolge verspäteter Ernte seiner Produkte das Nachsehen hat. Dass das Retzle oder Späple auch vielfach zu Missbrauch und Diebstahl führte, allerdings unter dem Deckmantel des althergebrachten Brauches, ist selbstverständlich.

Das Späple war oder ist ein Recht der Armen auf Grund eines althergebrachten Brauches, das aber heute bereits am Aussterben liegt, falls es infolge der anhaltenden Krise nicht einen neuen Aufschwung nimmt.



Saint Cucufat

Patron de l'ancienne église paroissiale de Lièpvre

Par V. Kuentzmann

Dans notre clocher trapu et rose, dont les assises datent de l'époque de la première croisade, est suspendue une vieille cloche qui, depuis bientôt quatre siècles, lance sa voix limpide et sonore dans nos frais vallons. Elle fut brutalement arrachée de sa place en mai 1916 et conduite en Allemagne avec toutes ses sœurs de notre riante vallée. Revenue de l'exil, après avoir échappé à la destruction barbare, elle continue à vibrer comme au temps passé et à réveiller l'écho de nos silencieuses montagnes.

Cette cloche a été fondue par maître Jean Lamperti à Deneuvre, près de Baccarat, en 1542, et nous montre une robe artistiquement décorée. Une inscription qui fait le tour complet du cerveau, consiste dans les mots suivants, formés de lettres en style gothique: «O sancta Maria et sancte Cucufate, martir: ora pro nobis, anno CCCCXXXII.»

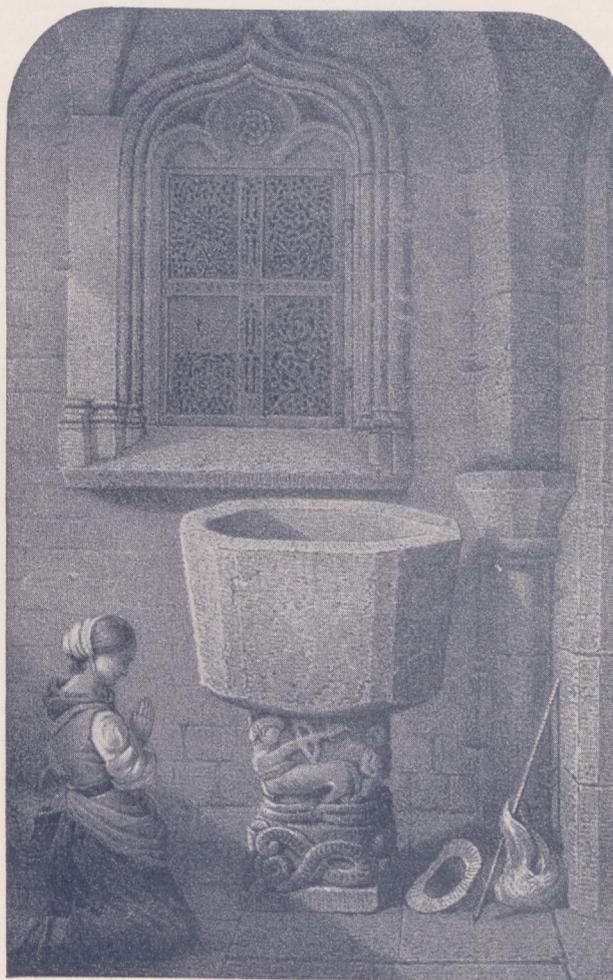
La seconde inscription, située au niveau de la première fausure, est ainsi conçue: «marie suis nomer, en lonneur de diev et de la vierge marie fut faiet.» Au-dessous on voit, d'un côté le médaillon représentant St-Georges, de l'autre, celui de la Vierge, et, entre les deux, un calvaire. Outre une guirlande qui relie les deux extrémités de la seconde inscription, une bordure fleurdelisée court au bas de la cloche (I. Bourgeois).

Cucufat! Quel nom bizarre! Quelqu'un l'a-t-il vraiment porté? Et comment se fait-il que ce saint ait été choisi comme patron de l'ancienne église de Lièpvre?

Son histoire nous conduit à Seillita en Afrique. Là est né, à la fin du 3^e siècle, St. Cucufat, appelé aussi St. Quinefort en France et Congat en Espagne. Arrivé à l'âge mûr, il quitta le pays avec son compagnon Félix. En traversant la Mauritanie, ils se reposaient à l'ombre des palmiers, puis ils croisèrent les ondes bleues de la Méditerranée et débarquèrent en Espagne. Dans leur pérégrination à travers le pays des Ibères, ils arrivèrent finalement à Barcelonne où le préfet romain Dacien s'acharnait contre les disciples du Christ. St. Cucufat n'échappa pas à la persécution et, après avoir été martyrisé fut décapité vers l'an 303. Sa dépouille mortelle fut mise en sécurité par les chrétiens qui célébraient sa fête le 25 juillet.

Des siècles s'écoulèrent, les grandes invasions avaient cessé et les Arabes s'étaient installés dans la Péninsule et menaçaient d'envahir la Gaule. Mais en 732, par la bataille de Poitiers, Charles Martel les refoula au-delà des Pyrénées et plus tard Charlemagne prit possession du nord de l'Espagne.

Selon Eguinharde «de gestis Caroli Magni», un prince sarazin vint d'Espagne à Paderborn en 777 pour se soumettre à Charlemagne. A cette occasion il lui remit dans un coffret les reliques de St. Cucufat. Fulrade, abbé de St. Denis, les reçut et les déposa dans l'église du couvent de Lièpvre, dont il était le fondateur. Le jour de cette translation est placé par les Bollandistes (Acta 8, t. 2),



Baptistière et armoire du Monastère de St. Fulrade



Saint Fulrade

au 16 février (Grandidier, Histoire de l'Eglise). Elles restèrent à Lièpvre jusqu'en 835. Hilduin, abbé de St. Denis, les fit transporter le 25 Août dans son abbaye, où elles sont encore honorées aujourd'hui. Les Espagnols prétendent, selon le Père Bosch, posséder à Barcelonne le corps de St. Cucufat et disent qu'il n'y eut que la tête du saint martyr qui fut portée en France. Lorsque l'abbé Suger fit ériger son célèbre chœur gothique à St. Denis, il dédia une chapelle à St. Cucufat dans le pourtour

à droite de celle de la Ste. Vierge. Cette chapelle de St. Cucufat est, depuis la restauration, faite par Viollet-le-Duc après la Révolution, dédiée à St. Jean Baptiste.

Notons, en passant, qu'à trois lieues de Paris dans la direction du couchant, il existe une forêt du nom de St. Cucufat.

L'inscription sur la cloche historique nous prouve que ce saint, qui fut le patron de la «Leutkirche» était encore en grande vénération à Lièpvre au 15^e siècle. Lorsque la petit nef de la vieille église fut démolie et reconstruite en 1752, telle qu'on la voit maintenant, l'église fut dédiée à l'Assomption de la Ste. Vierge.

Vers la même époque, Ste. Croix-au-Mines reconstruisit aussi son église, où St. Cucufat était également invoqué, et la consacrait à St. Nicolas. St. Cucufat perdit ainsi à la fois ses deux sanctuaires de la vallée, soit parce que ses reliques étaient oubliées, transférées ailleurs, soit parce que son nom prêtait à des plaisanteries faciles (Duvernoy).

Que les reliques de St. Cucufat aient reposé à Lièpvre, ceci est prouvé par le texte du 2^e testament de St. Fulrade fait à Heristal l'an 777, où il est dit: «Cella infra vasta Vosago, quem aedificavi, ubi sanctus Cucufatus et sanctus Alexander martyres requiescunt.» (Cellule dans les vastes Vosges, que j'ai construite, où reposent St. Cucufat et St. Alexandre, martyrs.)

Dans le 1^{er} testament de la même année on lit: «Cella infra vasto Vosago ubi St. Cocovatus requiescit super fluvium Laima quae dicitur Fubrada cella.» (Cellule dans les vastes Vosges, où St. Cucufat repose sur la rivière Laima, qui se dit Fulrada cella.)

D'après les archives de Meurthe et Moselle, on lit aussi pour ce qui concerne Ste. Croix-aux-Mines:

«Ecclesia parochiale, loci de Sancta Cruce sub invocatione sancti Cucufati in valle Leporacensi.» (Eglise paroissiale, au lieu de Ste. Croix, sous l'invocation de St. Cucufat dans le val de Lièpvre.)

Die Siedler

Abriss einer elsässischen Familienchronik

Von Claus Wickram.

I.

Am Ufer der Ill, die in runden Windungen gegen Strassburg zieht, stand ein primitives Häuschen, fast eine Hütte. Die Mauern waren aus getrockneten, mit Schilf vermischtem Lehm aufgeführt, das Dach, aus Stroh und Schilf geflochten, hoch und ungefügt, hing tief hernieder; im Winkel abgeschlossen, erstreckte sich eine andere niedere Gebäulichkeit, Scheune und Stallung. Ein alter Mann sass auf der Bank vor der Haustüre in regungsloses Dämmern versunken. Seine Augen öffneten sich nur, wenn die Kinder, fünf oder sechs an der Zahl, die an der Böschung des Flusses spielten, zu laut schrien. Der alte Hund sass bei seinem Herrn und liess sich die Herbstsonne auf den Pelz scheinen.

Der Greis blickte vor sich hin. Hell und ruhig flossen die Wasser, still und rasch, nur ein leises Glucksen und Plätschern am angebundenen Nachen war vernehmbar. Reglos standen die Weiden und die Erlensträucher, schon fahl und gelb, an den hohen Pappeln bewegte sich kaum ein Blatt. Graublau spannte sich dunstiger Herbstsonnenhimmel über das Land, und davon wurde das Wasser seltsam silbern und mattgrün. Der Alte liess das Auge in die Runde gehen: unweit seiner Hütte erhob sich ein anderes, neues Bauernhaus mit Scheune und Stallung, behäbig und gutgebaut. Und weiter drunten mehr vom Fluss entfernt noch eins: die Höfe seiner Buben. Junge Obstbäume waren ringsumher gepflanzt und trugen goldbackige Aepfel, gelbbraune Ackererde dehnte sich auf der einen Seite und hier die hellen Wiesen, auf denen emsige Arbeit im Gange war; das waren die Söhne mit ihren Frauen und den ältesten Kindern, die am Ohmdmachen waren und das gedörrte, duftende Gras bei der guten Witterung noch unter Dach bringen wollten. Es konnte ihnen wohl gelingen, sie waren ja alle jung und stark, und die Arbeit war leicht.

Der Alte schien zu lächeln. Um seinen zahnlosen Mund, um die Augen, über die Wangen und die Stirne liefen unzählige Falten, kreuzten und verknoteten sich. Das Gesicht war mager, ganz ledern, gelblich braun und fleckig, und unter der unförmigen Kopfbedeckung kamen lange, weisse Strähnen zum Vorschein. Gebeugt und in sich zu-

sammengefallen sass der Greis, der Rücken war müde und gewölbt, die Hände lagen welk, verschafft, verfärbt, knochig, mit dunkelroten Ballen und blauen, dicken Adern auf der Bluse, die kaum mehr eine Farbe hatte. Die Beine waren in altleinenen Hosen gefasst, und die Füsse staken in rauen, unförmigen Holzschuhen. Zeitlose Tracht des werktätigen Bauern! —

Die engen Lippen zitterten leicht: bald achtzig Jahre! Man war ausgeschafft und abgerackert. Nun durfte man ausruhen und bald, ob man wollte oder nicht, für immer.

Bewegt war dieses Leben gewesen, voll Kampf und Arbeit, und auch das Glück hatte manchmal gelacht, dachte der Alte zurück. Da hatten die Kriege zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen Elend und Not verbreitet, da waren die Ungarn ins Land gebrochen, hatten geraubt und gemordet, dann wieder fanden die grausamen Kriege zwischen Fürsten, Herren und Bischöfen kein Ende. Lausiges 9. Jahrhundert! In einem dieser Kriege war das Verhängnis gekommen; obwohl fünfzig Jahre drüber vergangen waren, erinnerte sich der Greis an alle Einzelheiten: eine düstere Nacht, der Himmel ringsum unheilvoll rot, Widerstand unmöglich. In Eile ein paar Habseligkeiten auf den Wagen geworfen, Frau und Kind hinaufgehoben und dem Gaul die Peitsche gegeben. Nur fort, fort!

«Ich war keine Dreissig alt. Immer weiter entfernten wir uns von der alten Heimat, die wir dem Feind überlassen mussten, und die wir nie wieder sahen. Ich fand Arbeit, doch wieder kam Krieg. Ich erwarb ein Boot, und wir konnten uns auf dem Fluss retten. Ueberall stand das Land in Flammen.

Nach langem Umherirren auf Flüssen und Bächen fand ich diesen Winkel. Es war Zeit, meine Frau erwartete ein Kind, unsere Nahrungsmittel gingen auf die Neige. Schön kann man die Gegend hier nicht gerade nennen, aber es war Holz da, bracher Boden und der Fluss. In gleich weiter Entfernung der Ill liegen links und rechts das Kloster Eschau und das Dörfchen Fegersheim. Rastlos war ich an der Arbeit, bald stand eine Hütte aus Schilf und Zweigen, der Fluss lieferte Fische, der Wald und das Feld Beeren, Pilze, Wurzeln, Wild. Es war nicht leicht, uns durchzubringen, während

Schaffhausen
bei Hochfelden

Heumahd

Jahren dauerte der Kampf gegen Tier und Bach und Stein. Aber es ging: dieses Haus habe ich errichtet, den Wald gerodet, Vieh erworben, den Boden umgebrochen, gehackt, gesät und geerntet, wenn auch nur wenig gutes Avkerland vorkommt und die steinige Au unberechenbar immer wieder zutage tritt. Ostbäume habe ich gepflanzt, Wiesen in Ordnung gebracht und gearbeitet vom frühesten Morgen bis nach Sonnenuntergang. Mir zur Seite stand die Gefährtin, die Frau, die alle Arbeit und alles Leid mit mir teilte; nun liegt sie schon mehrere Jahre drüben beim Kirchlein von Fegersheim. Gott gebe ihrer Seele die ewige Ruh! —»

Der Alte wollte nicht weiterdenken. Er stand mühsam auf, griff zum dicken Knotenstock und schritt langsam und gebeugt der nahen Wiese zu. Ein Lichtschein trat in seine Augen, als er die Seinen zahlreich an der Arbeit sah und frohe Stimmen ihm entgegenschollen.

Nein, er hatte nicht umsonst gearbeitet und sich geschunden. Er durfte mit seinem Werke zufrieden sein. Drüben in Fegersheim nannten sie ihn den Siedler, und auch seine Söhne hiessen sie so. Wohl denn, es durfte ihr Name bleiben. Ohne Heim, flüchtig und unglücklich, fast wie ein gehetztes Tier war der Alte gekommen. Er hatte sich den Platz erkämpft, den Boden urbar gemacht. Ja, er war der Siedler. Und hier sollte seine Familie ganz sich einpflanzen und tief ihre Wurzeln eingra-

ben. Das hatte er erreicht, für Nützlich und Gutes gewerkt. Vergessen wird kommen, die Kinder werden sich des Urahn nicht mehr entsinnen, sie werden am Ufer der Ill das Land beackern, aus ihm Nahrung und Kraft ziehen. Sie werden hier ihrer Seele Heimat finden, aber auch sein Blut, ihn selbst, den Ahn, weiterleben.

Das war die tiefe Freude des Alten.

II.

An einem Sonntagabend im Frühsommer saßen an der Holzbrücke, die über die Andlau führt, ein junger Bursch mit seinem Mädchen. Auf der anderen Seite des Baches ragten in geringer Entfernung die Bauernhöfe von Fegersheim auf, die sich um das Kirchlein drängten. Der Wind sang in den nahen Bäumen, die Blätter der Pappeln wispernten und lachten, die Wiesen standen in frischem Grün und voller Blumen, und die Lebensfreude durchdrang die beiden Liebenden.

Er war ein junger Bauer, sonnverbrannt, mit grossen Händen, hellen Augen, starker Nase und langem, wirrem Kraushaar, das ins Schwarze spielte. Irgendetwas Fremdes empfand das Mädchen an ihm: zu gleicher Zeit graute ihm davor und zog es doch an, und es wusste nicht, was es war. Er war einer der Siedler, die drüben an der Ill wohnten, in dem kleinen Dörfchen, das sich gebildet hatte, und das man Ohnheim nannte. Durch



Zobersdorf

Heuernte

Schenkung Kaiser Ottos gehörte es zum Teil dem Kloster Ebersmünster, dem die Einwohner zinsen mussten, und den Zehnten entrichteten sie der Abtei von Eschau und dem Pfarrer von Fegersheim. Es war zur Zeit, als Papst Leo IX. segnend die Hände über die Christenheit ausstreckte.

«Ihr seid,» sagte das Fegersheimer Mädchen, «scheinbar aus fernem Land gekommen. Dort habt ihr Böses vollbracht, habt euch flüchten müssen, und jetzt habt ihr euch uns an die Rippen gesetzt.»

«Das erzählt man so bei euch,» erwiderte ernst geworden der junge Mann, «weil ihr uns nicht recht leiden könnt, und weil ihr Angst habt, dass wir euch eure Aecker wegnehmen.»

«Ja, aber sage doch, woher kommt ihr denn?»

«Was soll ich auf diese Frage antworten? Du weisst ja auch nicht, wo deine Familie her ist, und auch nicht, warum das Dorf Fegersheim heisst. Wir Bauern haben nicht gelernt wie unser Pfarrer oder wie die Nonnen drüben im Kloster, und wir haben auch keine Zeit dazu. Mein Urgrossvater, erzählt man, sei als erster hierher gekommen und habe an der Ill seine Hütte erbaut. Wann war es? Vor 200 Jahren vielleicht, was weiss ich! Er wurde der Siedler genannt, aber woher er kam, wissen wir nicht. Aus der Fremde, flüchtig und ohne festen Wohnsitz. Ohne Heim. Und darum heisst jetzt unser Dörfchen so mit seinen zehn Häuschen. Zu der ersten Familie setzten sich neue und bauten ihre Höfe. Welches ihre Geschicke waren, wissen wir nicht und auch nicht, aus wel-

chem Lande sie kamen. Sie alle werden die Siedler genannt. Der Name ist doch schön.»

«Aber der Name des Dorfes ist doch eigentlich nicht richtig.»

«Warum nicht? Ohne Heim kamen alle. Die Erinnerung daran soll festgehalten werden.»

«Jetzt aber haben die Siedler es besser und schöner, jetzt können sie ihrer Arbeit nachgehen.»

«Ja, auch ich habe es schön,» lachte der Bursche. «Durch dich, mein Mädchen. In dir finde ich meine Heimat, und wir wollen miteinander unser Heim bauen und fröhlich sein.»

Die Wellen der Liebe — immer die gleichen durch alle Jahrhunderte — schlugen in glückverheissendem Kusse über den Liebenden zusammen.

III.

Langsam und bedächtig ging der Siedler hinter dem Pfluge, der die Erde aufriss und umkehrte. Die Ochsen waren wohl nicht recht folgsam, die Arbeit behagte ihnen nicht, aber es musste sein, das Brachland musste herum, es war ein Feld mehr, das Früchte gab, und die hatte man notwendig; die jungen, hungrigen Mäuler wollten gestopft werden, und man konnte auch mehr Korn verkaufen, es kam Geld ins Haus. Der Pflug war am Ende der Furche angelangt, der Mann liess seine Tiere verschnaufen und blickte hinüber zur Heerstrasse, die von Strassburg nach Colmar und Basel zog und weiter über ein hohes Gebirge nach Italien, wo es keinen Winter gibt, und wo süsse Früchte wachsen und schwerer Wein... Es war

ein breitschultriger Mann, dieser Siedler, in der Kraft der Jahre; weitgeöffnet war das rauhe Hemd, die leinenen Hosen waren erdbraun wie auch die blossen Füsse. Die Züge waren energisch und eigenwillig, aber lebenswarm und lebensfreudig. Wohl war er ein schollenverbundener Bauer, aber er hielt die Augen geöffnet für seine Umgebung.

Auf der Heerstrasse knarrten die Wagen der Krämer, trabten die Rosse der Krieger, auf ihr war farbenreiche Bewegung, darüber dachte der Mann nach:

«Hier zogen die Könige und Kaiser vorbei, jener mächtige Friedrich Rotbart, der zum Heiligen Lande zog und nun in einem Berge verzaubert sitzen soll, wie der Grossvater erzählte, und der andere Friedrich, den ich als Kind selbst sah, mit seinem sonderbaren Gefolge von schwarzen Menschen in bunten Kleidern, von Kamelen, Löwen, Affen und Papageien. Und Fürsten zogen vorbei, gepanzert und gewaltig, Bischöfe und schöne Frauen. Eine gute Zeit war es; praller wurden die Dörfer, ein besseres Aussehen bekamen die Leute, die Feldfrüchte wurden gut verkauft, der Bauer bekam Geld zu sehen, Häuser schossen aus der Erde, Neues sah man überall. Die Händler boten schöne Stoffe an und fremde Früchte; viele Leute waren beständig unterwegs. Auch die Ill wurde zu einer richtigen Strasse, ein Schiff kreuzte das andere, ein Floss folgte dem andern, und sie waren beladen mit Tuch, Holz, Salz, Anken und Wein, und frohe Leute winkten von den Schiffen. — Aber nach Kaiser Friedrichs Tod wurde es anders; es war kein König mehr da, die Herren, besonders die Kleinen, wurden anmassend und frech, die Kriege folgten sich, wir mussten flüchten, und der Fluss rettete uns. Nun aber weht wieder ein anderer Wind, jetzt herrscht wieder ein guter König, Rudolf der Habsburger. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, aber er, der unscheinbare Graf, hat den Mächtigen und Unbändigen seinen Willen aufgezwungen, und er lässt die Strassenräuber an den Galgen knüpfen oder auch an geeignete Bäume an der Strasse; es geschieht ihnen recht. Nun ist wieder froheres Schaffen, die Dörfer blühen auf; neben Ohnheim und Fegersheim sehe ich Weiler, Illkirch und dann Lipsheim, Hindenheim, Ichtratzheim und weiter Hipsheim beim Wallfahrtskirchlein des hl. Ludanus. Immer ist die Strasse belebt und auch die Ill. Besonders die mit Wein beladenen Schiffe, die aus dem Oberland, von Colmar her, kommen, haben wir gerne; wenn sie anhalten, gibt es bei uns immer einen frohen Tag.

Ueberhaupt ist das Leben lachend und gut. Uebermorgen ist Sonntag; im «Goldenen Löwen» wird es lustig zugehen. Der Wein ist mild und billig dieses Jahr; die Jungen tanzen und drücken die Mädchen an sich; wir Alten spielen, trinken und lachen. Nach der Arbeit während der ganzen Woche muss der Sonntag gefeiert, müssen das Leben und seine Kraft in diesem schönen Lande gesungen werden.»

Mit ermunterndem Zuruf an seine Tiere fing der Bauer eine neue Furche an.

IV.

Ruhig trieb der Nachen auf dem glatten Wasserspiegel der Ill hin. Grün und murmelnd eilten die Wasser von dannen, und die Bäume und das Schilf, in dem die Wildenten rumorten, spiegelten sich stumpf drin wieder. Der Fischer achtete auf seine Angel und zog die blitzenden, glitzernden Fische empor. Es war ein Siedler, ein nicht mehr junger Mann; ein spitzer Hut bedeckte das lange, schon graue Haar, der Schalk sass ihm in den Augen. Aber sein Mund war eigentümlich gestaltet, beweglich, zitternd, nervös flatternd und doch auch wieder lachend und mutig. Eine breite Narbe lief von der Stirne quer über die Wange und verunstaltete das Gesicht. Was tat es ihm? Er war ja heil davongekommen; er bevorzugte aber das Handwerk des Fischers, denn auf dem Wasser war man am schnellsten in Sicherheit, und das war die Hauptsache. Er lächelte vor sich hin.

Beim Pfarrer von Fegersheim hatte er lesen, schreiben und auch etwas Latein gelernt, doch in der Klosterschule zu Strassburg litt es ihn nicht; beständig war er draussen in den Gassen und in den Kneipen, horchte überall genau hin und sah noch besser. Als junger Bursche hatte er Judenverfolgungen, die Verheerung der Pest und die Einfälle der Armagnaken mit allem Elend und Greuel miterlebt; war dann umhergewandert, war Landsknecht geworden und hatte das schöne Andenken im Gesicht erhalten im Kampf gegen den Burgunder Karl den Tollkühnen bei Nancy im Januar 1477. Hin und her war er auch nachher noch gezogen, die Unruhe und Unordnung des ausgehenden Mittelalters bebten durch ihn, und er kannte das politische Durcheinander, die Schwäche des zerissenen, jedem Eindringling preisgegebenen Landes. Und auch das Unstete im geistigen Leben fühlte er in sich, dieses Suchen und Drängen nach Neuem, nach Reformen. Er hatte Flugschriften gelesen und wunderbare Prophezeiungen, hatte den derben Worten des Münsterpredigers, des Geiler von Kaysersberg zugehört, hatte mit den



René Kuder

René Kuder:

Beim Sensendengeln

Bauern geschimpft über die Juden, über die Geistlichen und die Herren und war nur mit Not und Glück dem Gefängnis entgangen. Nun aber war er innerlich gereift und gefestigt und gab sich still seinem Handwerk hin.

Zwei Burschen standen am Ufer und riefen ihn an. Er kannte sie und trieb sein Boot zu ihnen hin. Es waren schlechtgekleidete, armselige Bauern, die unzufrieden über ihre harte und unerträgliche Lage klagten.

«Bleibt nur schön, wo ihr seid,» antwortete ihnen der Siedler. «Was wollt ihr denn? Wo wollt ihr hinaus? Ich weiss wohl, der Krug läuft über, die Bauern wollen sich verschwören und zu den Waffen greifen. Mit Gewalt sich gegen die Obrigkeit erheben. Aber was werden sie erreichen? Blut wird fliessen, am meisten aber Bauernblut, und Meister im Lande werden sie doch nicht. Also?»

«Warum sollten wir aber nicht in die Ferne ziehen? Sonstwo unser Glück versuchen? Du warst ja auch fort.»

«Und ich bin wiedergekommen, nicht? Und habe keine Schätze mitgebracht. Warum ich eigentlich hierher zurückkehrte? Dieses Dörfchen mit seinen 20, 30 Häuschen und seiner einfältigen Bevölkerung von Bauern, Webern und Fischern sollte doch eigentlich keinen Reiz mehr auf mich ausüben. Wohl, wohl, wenn die Vernunft allein sprechen würde, allein hier spricht das Herz. Hier ist meine Familie daheim, so lange es jemandem gedenkt, hier sind die Gräber meiner Eltern. Meine Wurzeln sind hier, und auch im weinfröhlichen Oberland, im sonnigen Italien oder sonstwo in der Welt konnte ich sie nicht ausreissen.»

«Das verstehen wir nicht; wir wissen nur, dass es uns hier schlecht geht.»

«Draussen wird es nicht anders. Landstreicher gibt es genug; hier ist es noch viel besser, glaubt mir. Ehrliche Arbeit ist noch immer die schönste. Aber wir dürfen nicht immer zu Boden starren. Seht, für mich ist noch etwas da, das mich mit Freude erfüllt. Wenn ich mich im Kahn gleiten lasse, erblicke ich durch die Weiden, die Büsche und über die Wiesen hin den hohen Turm des Strassburger Münsters. Es ist noch nicht lange her, seit er fertiggestellt ist, es war zur Zeit der Schinderkriege. Wenn ich ihn sehe, schlank, himmelwärts ragend wie ein Wunder, so durchzieht es mich eigentümlich und beruhigend. Besonders an den Regentagen, wenn die Luft ganz durchsichtig ist und die Einzelheiten trotz der Entfernung hervortreten. Doch ihr versteht ja meine Begeisterung nicht, und ihr nennt mich einen alten Schwärmer. Aber der Münsterturm zieht unseren Blick immer empor; in späteren Jahrhunderten wird es noch so sein; man wird ihn immer bewundern und lieben. So ist er für mich eine stete Freude. — Ihr schüttelt den Kopf, wollt nichts davon wissen. Macht keine so dummen Gesichter! Ich sage euch: schlagt euch die dummen Ideen aus dem Kopf! Bleibt da und liebt diese Erde! Sie verdient es, und denkt daran, dass — nun ja, dass der Kaiser und der Papst es noch viel schlechter haben, denn unsere Verantwortung ist gering, und wir haben, schaut hin, den Blick zum Münster.»

Sagte es, sprang in den Kahn und ruderte stromaufwärts dem Dörfchen Ohnheim zu.

(Schluss folgt.)



Die Wirte vom Felsenpass

Eine heitere Geschichte aus den Vogesen von Fr. Lutzinger

(Schluss.)

III.

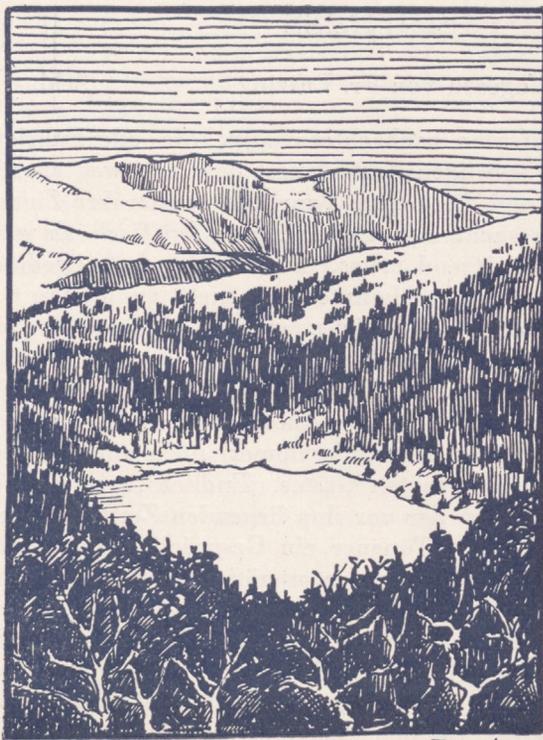
Die vornehmen Gäste weilten nunmehr schon seit acht Tagen auf dem Felspass. Louis war glücklich, seine junge, lebenslustige Frau nicht minder, war es doch, als ob mit dieser weitgereisten und interessanten Gräfin erst der rechte Zug in die neue Gründung eingezogen wäre. Bis jetzt war alles zwar vornehm, aber doch etwas gekünstelt und gezwungen verlaufen, jetzt aber konnte man sich während des Dinners und der Soirée in einem der allerersten Kurorte glauben. Die Gesellschaft war tonangebend, und einige ungebildete Kriegsgewinnler gaben ihren feisten Gattinnen Verhaltensmassregeln, um den Abstand zwischen Geburtsaristokratie und Geldadel nicht allzu aufdringlich erscheinen zu lassen. Die Gräfin de Grand-Gras hatte ihr Programm eingehalten, frühmorgens Aufbruch zur Autofahrt in irgend einer Richtung des weiten Gebirges, die man noch nicht kannte, und Rückkehr gegen Einbruch der Nacht. Dann stürzte jedesmal alles Personal heraus, um sich zur Bedienung bereit zu halten, und an der Wirtschaft des alten Tonauer sprangen alle Gäste an die Fenster, um dem ihnen ungewohnten Vorgang mit aller Ruhe und Neugier zuzusehen. Auch Touristen, die gelegentlich im Wirtshausraume sassen, sprangen auf und wollten wissen, welches Weltwunder es da draussen wohl zu sehen gäbe, und Tonauer spielte dann den Stolzen, wenn er ihnen erklärte: «Vornehme Gäste hat er da, mein Sohn! Sie wissen doch, dass der Palast da drüben meinem Einzigem gehört? Nicht? Ja, er kennt sein Fach aus dem FF. Sehen Sie, dort steht er neben der Gräfin de Grand-Gras. Man sieht genau, wie sie ihn gnädig anblickt, denn die Lampen am Portal erhellen ja alles taghell!» — —

Und dann kamen ihm seine Gäste mit ehrfurchtsvollerem Blicke entgegen als vorher, wo er nur ein gewöhnlicher Wirt zu sein schien und nicht Vater eines solchen Sohnes. Und die Touristen freuten sich, dass sie beim Alten eingekehrt waren und nicht drüben, wo es wohl vornehmer aussah und herging, wo man aber die Brieftasche weit öffnen musste ob der Ehre, unter dem gleichen Dache mit einer Gräfin zu weilten.

Eines Abends, als dieser Auftritt sich wiederholt hatte, fiel dem Wirte einer der Touristen auf, der mit ganz besonderem Interesse die Ankunft

der Gräfin beobachtet hatte. Als alle Fuhrleute und sonstigen Gäste längst den Heimweg angetreten und die andern Touristen bereits ihre Zimmer aufgesucht, sass er immer noch am Tisch, als warte er auf irgend etwas. Tonauer begann ungeduldig zu werden, er konnte doch nicht gut diesen Gast auffordern, das Wirtszimmer zu verlassen und sich zur Ruhe zu begeben, was er selbst gerne getan hätte, da er infolge der vielen Arbeit, die es an diesem Tage gegeben hatte, sehr ermüdet war. So wartete er missmutig immer noch auf den Aufbruch des späten Gastes. Endlich wendete sich dieser von der vor ihm liegenden Zeitung ab und begann mit Tonauer ein Gespräch, dessen Inhalt diesen für den langen, unnötigen Aufenthalt reichlich entschädigte.

«Ich wollte warten,» begann der Fremde, «bis wir zwei allein sind, denn ich habe Euch etwas zu erzählen, was niemand sonst hören darf». — — «Ihr macht mich neugierig mit Euren Andeutungen. Es ist zwar schon spät und Zeit zur Nachtruhe, aber wenn es etwas Besonderes und Wichtiges ist, so will ich gern eine halbe Stunde opfern.» — — «Wichtig ist's wohl für Euch, da ich erfuhr, dass Ihr der Vater des Besitzers des grossen Hotels jenseits der Strasse seid!» — — «So ist es etwas, was meinen Sohn Louis angeht?» — — «Ja, Euch beide,» sagte der Tourist, indem er aus seiner Tasche ein älteres Blatt einer französischen illustrierten Zeitschrift herauszog. Als er eine Seite derselben aufgeschlagen hatte, deutete er auf ein schönes Frauenbildnis und fragte: «Kennt Ihr diese da?» — — Nicht lange brauchte Tonauer darauf zu blicken, um auszurufen: «Aber gewiss, das ist ja niemand anderes als diese Gräfin de Grand-Gras, die drüben im Hôtel logiert!» — — «Ja, eine schöne Gräfin, gut, dass Ihr sie sofort erkannt habt, so fällt mir meine Aufgabe leichter. Man hat ihr Bild in die Zeitungen gesetzt, um die Leute vor dieser gefährlichen Hochstaplerin zu warnen. Sie wurde erst vor kurzem aus dem Gefängnis entlassen und scheint schon wieder auf der Suche nach einem neuen Opfer zu sein, das ihr in weniger besuchten Gegenden natürlich leichter in die Hände fällt als an belebten. Hier am Felspass wird sie wohl das richtige Betätigungsfeld gefunden haben!» — — «Ei, dacht' ich mir's doch gleich,» meinte Tonauer, «als sie ankam, sagte mir ein gewisses Gefühl, dass es einen Haken hat mit



Belchensee

J. Kurtz

dieser Vornehmheit. So glaubt Ihr also . . .?» —
 — «Natürlich, ihr Helfershelfer ist auch dabei wie gewöhnlich, wenn es sich um einen grösseren Streich handelt. Auch dessen Photographie ist hier in der Zeitschrift, und vielleicht erkennt Ihr darin den Herrn, der beim Aussteigen der Gräfin behilflich war und neben ihr sass!» — — «Ja, bei Gott, dieses lange, schmale und abgelebte Gesicht! Natürlich, Ihr habt mir einen grossen Dienst erwiesen, mir und meinem Sohn. Ihr seid gewiss von der Polizei?» — — «Nein, das nicht; zufällig hatte ich diese Nummer noch bei mir, da mich die darin beschriebene Gerichtsverhandlung gegen die beiden sehr interessiert hatte. Ich bin ein Privatmann, ein Naturfreund, der in diesen Bergen Ruhe und Erholung sucht. Ich wollte Euch mit meiner Warnung nur einen kleinen Gefallen tun!» — — «Einen kleinen? Ein sehr grosser ist's. Kann ich das Blatt mit den Photos haben?» — — «Nein, das gebe ich nicht aus der Hand, ich will nicht in diese Sache verwickelt werden, ich will ruhig meines Weges ziehen. Euer Sohn wird Euch doch wohl auch so glauben! So, nun tut das, was Ihr in diesem Falle für nötig haltet; aber lasst mich aus dem Spiele. Ich will hinauf ins Zimmer gehen . . . Gute Nacht!» — —

Noch lange sass Tonauer allein am Tische und dachte über die Mitteilung des fremden Touristen nach. Mit den Bildern hatte es ja seine Richtigkeit, und der in den besten Mannesjahren stehende Gast, der wie hundert andere Berggläuffer aussah, machte einen durchaus guten und soliden Eindruck. Aber würde Louis des Vaters Worten Glauben schenken, so lange er den Schwindlern vertraute? Noch war nichts geschehen. Und der junge Tonauer versprach sich doch soviel von den vornehmen Gästen, die sein Haus anderwärts empfehlen würden. Hatte er nicht bereits schon einmal dem Vater Vorwürfe gemacht, er wolle ihm in sein Geschäft hineinreden und traue ihm nicht den geringsten Funken Menschenkenntnis zu? Und einen direkte Beweis für die Schlechtigkeit der Verdächtigten hatte er ja nicht in Händen, da der Fremde sich nicht einmischen wollte, um keine Scherereien zu haben, auch die Bilder nicht einmal hergab. Auf einen einfachen Verdacht hin würde sein Sohn ihm die gleiche Antwort geben, die er schon kannte. Am besten war's immer noch, alle Vorsichtsmassregeln zu treffen, ohne Louis etwas merken zu lassen, und dann im Ernstfalle gleich rettend einzugreifen. Eine gute Lehre konnte Louis' Dünkel nicht schaden.

* * *

Der Tourist, der sich Spielmann nannte, schien doch der Sache ein grösseres Interesse entgegenzubringen, als er dem Wirt eingestehen wollte. Vielleicht war es doch eine verkappte Kriminalperson, dachte dieser, als ihm der Fremde am nächsten Morgen gesagt hatte: «Die Affäre der Gräfin von drüben ist mir die ganze Nacht im Kopf herumgegangen. Ich möchte wahrhaftig doch sehen, wie sie es diesmal anfängt. Habt Ihr Euren Sohn gewarnt?» — — «Noch nicht, das muss sehr sorgfältig angefasst werden, weil Louis in solchen Fragen sehr empfindlich ist. Die Gräfin und ihre vornehme Begleitung haben ihn ganz in ihren Bann gebracht. Auch ich habe heute Nacht kein Auge schliessen können, und es steht jetzt bei mir felsenfest, dass die Bande es drüben im Grand Hôtel auf einen ihrer gewandten Streiche abgesehen hat. Und wie ich's meinem Jungen beibringen soll, ohne dass er alles verdirbt, das will mir nicht kommen!» — — «Ich hatte vor, heute schon weiter zu marschieren, aber ich will gern ein paar Tage opfern, um diesem Streiche beizuwohnen. Und es gefällt mir ganz gut bei Ihnen. Auch glaube ich kaum, dass die Gauner noch sehr lange zögern werden mit der Ausführung des Planes. Also, Ihr



Linthal bei Gebweiler

Sohn ist doch noch ahnungslos?» — «Vollständig. Er würde mir's doch nicht glauben. Man muss diese Missetäter auf frischer Tat ertappen... es heisst die Augen offen halten. Nun, wenn Sie mit dabei sind, wird's gehen, vier Augen merken mehr als zwei!» — —

Und das Warten verlangte von den beiden Verbündeten keine lange Geduldsprobe. Am übernächsten Morgen gegen acht Uhr früh stürzte Louis schreckensbleich in die Gaststube: «Vater, drüben ist etwas Schlimmes passiert. Man hat eingebrochen, das ganze Geld, das ich heute Vormittag nach Rochemont hinunter auf die Bank bringen wollte, ist gestohlen! Es ist ein Vermögen, und wenn man die Schurken nicht fängt, bin ich verloren!» — «Deine Vertrauensseligkeit ist daran schuld, Louis; ich hatte dich ja gewarnt. Je vornehmer die Gäste, umso mehr Vorsicht ist am Platze. Aber du hieltest dich ja für viel klüger als mich!» — «Zugegeben, aber jetzt keine Vorwürfe, die so wenig helfen wie Klagen. Meine Frau ist vor Schreck ohnmächtig geworden!» — «Weil sie die Gräfin vergötterte und nun diese Enttäuschung erleben muss, einer ganz raffinierten Schwindlerin in das Netz gegangen zu sein!» — «Wie, Vater, du weisst, wer die Diebe sind?»

— «Natürlich weiss ich's. Schon zwei Tage wartete ich auf den Streich!» — «Und hast mir nichts gesagt?» — «Ja, hättest du es denn geglaubt?» — «Kaum. Ihre Rechnung belief sich auf eine immense Summe, und für heute hatten sie die Zahlung versprochen!» — «Also, Diebstahl und Zechprellerei. Nun wirst du geheilt sein von deinem Vertrauen auf äussern Schein. Deshalb also dieser frühe Aufbruch der Autos. Kaum, dass es dämmerte. Natürlich, der Raub musste in Sicherheit gebracht werden!» — «Du hast diese Abreise mit angesehen?» — «Natürlich. Ein Gast, Herr Spielmann, ebenso. Wir wussten gleich, was da im Gange war!» — —

Und nun schilderte er seinem Sohne alles, was zum Verständnis nötig war. Zum Schluss sagte Louis: «Ich bin ruiniert, da ich meine Gläubiger am nächsten Termin nicht befriedigen kann. Aber es stimmt auch, dass ich deine Warnung nicht beachtet hatte. Ich habe meine Strafe erhalten!» — «Du glaubst doch nicht, Louis, dass ich dich auf solche Weise im Stiche gelassen habe? Weil du einmal gereizt gegen mich auftratest in dieser Sache? Als ich den schnellen Aufbruch sah, dessen Richtung das elsässische Tal war, telephonierte ich sofort hinunter nach allen Städtchen, die den

Flüchtlingen im Wege liegen. In Altbach hat man sie gefasst und entlarvt; kurz vor deinem Eintritt kam diese Meldung. Also, freue dich, alles ist gerettet!» — — Die Freude des Hôteliere war gross: «Das werde ich dir nie vergessen, wie du über mich gewacht hast. Und nun komm, mein Wagen steht bereit, wir fahren sofort miteinander hinunter nach Altbach, um nach dem Rechten zu sehen.»

Tonauer war sofort einverstanden, um die entlarvte Gräfin de Grand-Gras auch einmal aus nächster Nähe zu sehen. Sie hatte einen richtigen Tobsuchtsanfall über die Scham, dass noch keiner ihrer Anschläge so schnell ein Ende gefunden hatte wie dieser da. Kaum eine Stunde im Besitze eines Vermögens, und schon in der sichern Zelle! Sie empfing den Hôteiler mit Ausdrücken und Schimpfnamen, die sie als angebliche Aristokratin früher nie benutzt hatte, als wolle sie ihr Herz erleichtern, so lange durch ihre Maske zu anständiger Sprechweise verurteilt gewesen zu sein. Nachdem alles zu Protokoll gegeben worden war und Louis sein Geld wieder erhalten hatte, begann die Rückfahrt von Vater und Sohn nach dem Felspass. Natürlich konnte es der alte Tonauer nicht unterlassen, seinem Herzen Luft zu machen: «Siehst du jetzt, Louis, was deine vornehmen Gäste wert sind, auf die du so stolz bist?» — — «Nicht alle sind Schwindler!» — — «Gewiss nicht, aber der Schein trügt. Da lobe ich mir meine einfachen, ehrlichen Bauern, Fuhrleute und Touristen, wenn ich auch weniger an ihnen verdiene als du an deinen Vornehmen, von denen dich ein schlechter um den Verdienst eines ganzen Monats bringen kann! — — «Ich werde in Zukunft nicht mehr so vertrauensselig sein, glaube mir!» — — «Wenn du es mir auch abgestritten hast, mein Blick ist doch schärfer als der deine, geübt durch die Erfahrung vieler Lebensjahre, die dir fehlt. Ich sehe jedem meiner Gäste sofort bis auf den Grund seiner Seele. Und bei dieser Gräfin hätte ich eben darauf geschworen, dass etwas im Spiele ist. Unter einfacher Tracht stecken oft die uneigennützigsten und tüchtigsten Menschen, wie z. B. dieser Tourist Spielmann, dem du einzig und allein deine Rettung zu verdanken hast.» — — «Ja, ich werde diesem braven Manne die Hand drücken und ihm seine Tat belohnen.» — — «Tu das, Tugend muss Lohn finden!» — — — —

Als das Auto vor der Wirtschaft des Alten hielt, fragte Tonauer die Magd: «Mein Sohn möchte mit Herrn Spielmann reden und ihm seinen Dank sagen, er ist doch zu Hause?» — — «Nein, er ist gleich nach Ihrem Aufbruch verschwunden.» — — «Wie, verschwunden? Mit Sack und Pack?»

— — «Ja, hier ist ein Brief, den er in seiner Stube für Sie zurückliess.» — — «Her damit!» — — Und je weiter der Wirt las, umso länger wurde sein Gesicht. Er las die mit ziemlich ungeübter Hand geschriebene Nachricht:

«Werter Herr!

Ich erlaube mir, Ihnen während Ihrer Abwesenheit mit der Zeche durchzugehen. Da alle hinüber ins Hôtel gegangen sind, um ihre Neugierde zu befriedigen, lag die offene Kasse so unbewacht da, dass ich aus alter Gewohnheit nicht anders konnte, als derselben den Inhalt als Reisegeld zu entnehmen. Das Leben ist heutzutage gar schwer für einen ehrlichen Menschen, der sich ordentlich durchschlagen will. Einige etwas allzusehr zerrissene Geldscheine habe ich Ihnen als Wechselgeld zurückgelassen, damit Sie sehen, dass ich kein Barbar bin. Sie haben durch meine Warnung Ihrem Sohne ein Vermögen retten können, deshalb bin ich überzeugt, dass Sie mir mein Vorgehen voller Grossmütigkeit verzeihen und mich weder verfolgen noch zur Anzeige bringen werden.

Warum ich meine Kollegen im «Grand Hôtel» verriet? Weil ich meine grossen Konkurrenten hasse, die bei einem schönen Coup mit einem Male eine Million ergattern können, während unser-einer, der die Gaunerei nur im Kleinen betreibt, mit bescheidenen Summen zufrieden sein muss: so steht z. B. mein Rekord auf lumpigen 5 000 Franken. Wie im ehrlichen Leben der Kleinhändler den Grossisten hasst, der an einem Tag leicht so viel verdient, als er selbst bei harter Arbeit in einem Monat gewinnen kann, so verabscheue ich die Aristokraten unseres Berufes, die, mit Autos, Titeln, Kleinodien und Referenzen ausgerüstet, ihr Opfer finden, während unsereiner mit den Strassen und Hütten fürlieb nehmen muss. Sie sind froh, und Ihr Sohn auch, ich danke Ihnen im voraus für Ihren Edelmut, der meinen Schritt verzeihen wird.» — —

Mit vorzüglicher Hochachtung . . .

Tonauer reichte den originellen Brief seinem Sohne: «Da lies!» — — Und als dieser damit fertig war, fragte er: «Nun, Louis, was sagst Du dazu?» — — «Ich? Gar nichts!» — — «Ich noch viel weniger. Es wird wohl das beste sein, wir sagen beide gar nichts mehr.» — — «Vorsicht von jetzt an, das Pack ist überall daheim. Bei dir und mir, in der Stadt und auf den Höhen!» — — «Konkurrenzkampf! Den armen Teufel mit seinen paar Tausend lassen wir laufen, nicht? Wie wär's, wenn wir zwei von jetzt ab immer gut zusammenhalten würden?» — — — —

Der Riesen Wiedergeburt

Von A. Beyler.

Im Felsengeklüft des tiefen Waldesdunkels wohnte das Geschlecht der Erdriesen. Sie merkten, wie ihr Körper nach und nach alterte, ihr Haupt und Barthaar grau ward, ihr Leib die Gewandtheit früherer Tage verlor. Sie mussten sehen, wie die Sonne jeden Morgen in jugendlicher Frische, in blühender Gestalt im Osten erschien, bekleidet mit dem roten Lichtmantel, wie sie in der Fülle ihrer Kraft im Strahlenkleide unvergleichlicher Schönheit hinzog über den blauen Himmelsraum und fast ohne Müdigkeit gegen Westen niederstieg in die Lichtwogen des Jungbrunnens. «Ach, könnten doch auch wir unsere mählich welkenen Körper jung baden in lebenssprudelnder Flut!» Das war seit langer Zeit der Riesen Klageruf.

Zwar hatten sie schon öfters versucht, in der Sonne Reich einzudringen. Doch kaum wagten sie, der leisesten Hoffnung zu vertrauen, da mussten sie dem wiederkehrenden Licht weichen. Ihre Kraft reichte nicht hin. Aber wo sollte ihnen Hilfe werden! «Wenn wir die Kräfte der Unterwelt für uns gewinnen könnten?» fragte einer der Riesen. Und es wurde beraten, wie man hingelangen könne. «Ueberlasst es mir,» schloss einer, «den Schlüssel zur Unterwelt zu suchen!» Er hatte dem Specht das Geheimnis von der Wunderblume abgelauscht und ging nun, sie zu pflücken.

Es war Mittsommernacht. Langsam und bedachtsam schritt er durch das geheimnisvolle Waldesdunkel. Er, der mit gar mancher Kraft gerungen, fühlte sich auf einmal unsicher. Und dies Gefühl wuchs in ihm, je mehr er in die Tiefe drang. Beängstigendes Drücken legte sich um seinen Hals, beklemmte atemhemmend seine Brust. Stand da nicht, an den Fels gelehnt, lauernd ein anderer Riese, das Urbild von Unkraft? Flammte es dort am Sumpf nicht plötzlich auf, ballte sich zur Feuerkugel und flog rollend, ins Ungeheuere anwachsend, auf ihn zu? Krachend barst es, und ein widerlicher Stank presste ihn zurück. Und jetzt wankte nicht der Bergeshang unter grauendrohendem Dröhnen, schwankten nicht die Tannen? War das Trug- und Spukbild, Spiel der Tücke? Ah, nun atmete er wieder freier, unbehelligt schritt er weiter, bis er ins tiefste Döster trat.

Johannisnacht umfing ihn. Da knisterte es ringsum, Funken leuchteten auf da und dort, hüpfen ständig, Heuschrecken vergleichbar. Es war die Johanniskrautwurzel, deren dunkelrote Blüten in dieser Nacht sich öffnen, das Dunkel mit ihrem

milden Zauberschein durchschimmernd. Diese Springwurzel suchte er, sie barg jene geheimnisvolle Kraft, und es gelang ihm, eine auszureissen. Glückstrahlend eilte er heimwärts, sein Kleinod tief im Busen tragend. Und bald stand er damit vor der Pforte der Unterwelt, die auf der Zauberblume Schlag sich öffnete.

«Wer bist du, Fremdling, und was führt dich ins Reich der Schatten?» tönte ihm da eine Stimme halblaut entgegen.

Er sah nichts und starrte in einen Busch am Eingang, aus dem die Laute hervorzuquellen schienen.

«Einer vom Geschlecht der Riesen bin ich, und wir suchen Hilfe . . . !»

«Führe ihn zu unserem Gebieter!»

Und da schwebte es daher, schnell und lautlos, dunkel war's wie ein Schatten, und doch leitete keine Spur zu irgend einer Lichtquelle. Dämmerung lag über der eigenartigen Landschaft. Ueber weiche Wiesen schritt er dahin, Matten ohne Blumen, ohne Duft, ohne Schmetterlinge, ohne Biengesumme. Da und dort standen Sträucher, doch kein Vogelsang belebte sie, aus den fernen Hügelwäldern floss kaum merklich feuchte Kühle über das Flachland. Der Führerschatten geleitete ihn zu einem Bühl, von einer Baumgruppe gekrönt, und sprach: «Herr, einer vom Geschlecht der Riesen bittet um eine Unterredung!»

«Tritt näher,» sprach's aus dem höchsten Wipfel. «Was ist dein Begehrt?»

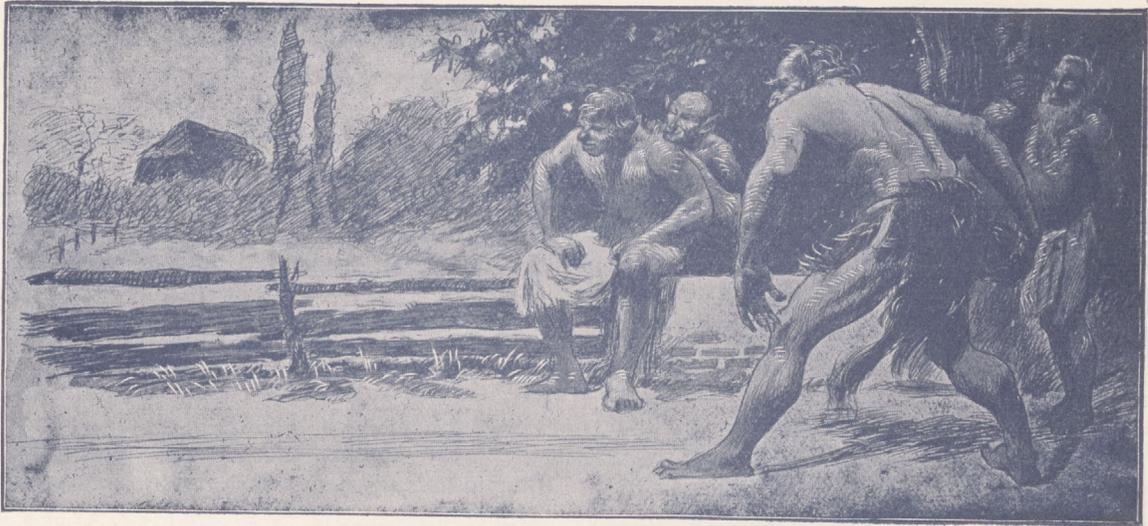
Nun trug der Riese seine Bitte vor.

«Licht bekämpfen ist auch unser Wille,» drang es dann aus dem Laubwerk, «drum leihen wir euch gerne unsere Hilfe. Doch vertrauen wir nicht hoffnungstrunken unserer vereinten Kraft. Zu offenem Kampfe reicht's nicht hin. Drum lassen wir mit Fleiss der List versteckte Federn spielen!»

Nun ward der Plan beraten, und der Riese schied.

«Denke ja an den Baum des reinen Goldes!» rief ihm der Fürst der Schatten nach, und der Begleiter führte ihn gleichen Weges zurück zur Pforte.

In die Felsenhöhle heimgekehrt, fand er den Rat der Alten versammelt, und er trug ihm das Ergebnis seiner Unterredung mit dem Beherrscher der Unterwelt vor. Da begannen sie sich zu recken, und neue Kraft schien ihre Muskeln zu schwellen: Diesmal wird's gelingen! «Doch,» fuhr der Wort-



K. Jordan

Kegelspielende Riesen

führer fort, «zum Beschwören der Schatten hat man mir einen Zweig genannt, der auf dem «luftigen Baum», dem «Baum des reinen Goldes» wächst. Lasst mich auch nach diesem forschen!»

Und abends lenkte er seine Schritte dem Walde zu. Aber wie sollte er den seltsamen Baum erkennen! Da, kaum hatte er den Wald betreten, da klatschte Flügelschlag an sein Ohr, und er erblickte zwei Tauben, die vor ihm her von Baum zu Baum flogen. Sie schauten ihn an, als wollten sie sagen: «Komm!» Und er folgte ihnen.

Weit führte der Pfad in das Waldesinnere, und immer flog das Taubenpaar wegweisend vor ihm her. Es dämmerte schon, als sie plötzlich einen Baum kreisend umflogen. Und forschend drang nun sein Blick durchs wirre Geäst und Gezweig der Eiche, und da erkannte er die ihm vom Schattenfürsten beschriebene Mistel. Aber er erinnerte sich auch, dass er sie zur Nachtzeit abschneiden müsse, und er wartete die Finsternis ab. Dann holte er sich das goldgrüne Zauberkraut, den «Mistelstein».

Ein Sommertag von seltener Pracht. Mit vollentfaltetem Prunk war die Sonne aufgefahren, und auf der Himmelsfeste thronte sie nun, Beherrscherin der Welt, im Strahlenkranze durstigen Lichtes. Ihre Glut lastete auf der Erde. Da ward der Riesen Missgunst auf's höchste gestiegen. Ihr Führer zog mit der Haselgerte langsam weite Kreise durch die glühenden Lüfte. Da entströmte der Rose, der Nelke und der Mohnblüte betäubender Geruch, Geissblatt und Linde erfüllten die Luft mit schweren, satten Düften. Und nach und nach verstummte jedes Lied, die Grillen zirpten nicht mehr,

die Vögel sassen lechzend im Laub, bewegungslos das Aehrenfeld, regungslos das Schilf, lautlos der Bach. Ueber dem Lande lag eine einschläfernde, alleslähmende Schwüle. Selbst die Sonne schien von Zaubermacht schlummerbetäubt.

Nun erhob der Riesen Führer beschwörend den Mistelzweig. Unmerklich tat sich die Unterwelt auf, und der Schatten schier endloses Herr glitt durch die Pforte. Langsam schwebten sie herauf. Jetzt verlor der Himmel sein klares Blau, bleifarben war er. Neue Scharen strömten nach, und immer wieder stiegen Schatten auf, noch dunkler, vollblau. Unheimlich ward's, es begann zu nachten. Da sang der Wind ein eigen Zauberlied, und jetzt, als alles eingeschläfert schien, ritzte der Riese mit dem Stiel der «goldigen Mistel» den Himmel. Der sprang auf, liess für einen Augenblick den Lichtschatz sehen, und unter Krachen schloss er sich sofort. Nun schleuderten die Riesen mit Urkraft Felsblöcke gegen den Himmel, und das Gepolter wollte kein Ende nehmen. Nun wuchs des Kampfes Wut: stets wieder schlug der Mistelzweig, Krachen, Donneregepolter jagten sich, bis endlich der Eber, der den in sieben Bergen bewahrten Lichtschatz hütete, besiegt ward, und der Lichtstrom, in Regen umgewandelt, zur Erde floss. Nun war der Erdriesen Freude unermesslich gross. Kaum fanden sie Zeit, den schnell in die Unterwelt zurückkehrenden Schatten zu danken. Wie Kinder im Sprühregen des Maien, so tummelten sie sich im niederrauschenden Lichtregen. Dann kehrten sie vergnügt in ihre Höhlen zurück, wo sie den Sieg über das Licht und ihre Wiedergeburt feierten.

Merkwürdiges aus dem alten Strassburg

Wie ein Sakristan die Stadt alarmierte

Es war im Jahre 1581 am Sonntagmorgen, den 30. April, gegen acht Uhr. Männer und Frauen, jung und alt, waren in Strassburgs Kirchen beim Gottesdienst versammelt, den damals niemand versäumte. Man war damals fromm und gottesfürchtig. Alle horchten an jenem Sonntagmorgen aufmerksam und ehrerbietig auf die erbaulichen Worte und zahllosen Bibelsprüche der gelehrten Pfarrherren.

Im Münster, welches zur Zeit die erste der protestantischen Pfarrkirchen war, — zu jener Zeit gab es keine katholische Pfarreien mehr in Strassburg —, dort im Münster lauschten die Zuhörer dichtgedrängt den Worten des Predigers. Der Sakristan allein hörte nichts von der Predigt. Er sass zusammengekauert, den Kopf auf der Brust und die Hände zusammengefaltet, in einer Ecke und war in tiefen Schlaf versunken. Er schnarchte mit der grössten Orgelpfeife zur Wette...

Da schlug es acht Uhr oben im Münsterturm. Jählings erwachte der Sakristan, rieb sich die Augen, gähnte, reckte die Arme aus, stand auf und ging raschen Schrittes zum Glockenseil, in dem Wahn befangen, es wäre Mittag und somit Zeit, zur Mittagspredigt zu läuten. Noch ganz im Tausel und schlaftrunken zog er das Seil mit kräftigem Arme an. Mit gewaltigem Schwunge ertönte die Glocke, und weithin hallten über die Stadt ihre dumpf dröhnenden Klänge. Da horchte alles auf, im Münster und in den übrigen Kirchen. — «Es brennt! Es brennt!» So raunte man von Stuhl zu Stuhl, von Bank zu Bank, von Reihe zu Reihe. Niemand horchte mehr auf des Pfarrers Worte. Die Prediger schwiegen bald. Alle erhoben sich und rannten in drängender Verwirrung den Kirchthüren zu.

Ohne Verzug hatten die Sakristane in einigen anderen Kirchen ebenfalls zu läuten begonnen, und schon war eine rege Menschenmenge in allen

Gassen. «Furio, Furio!» scholl es von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse. Man lief durcheinander in buntem Gewimmel, kreuz und quer. Der Schrecken war um so grösser, weil am Dienstag vorher erst sich das Gerücht von einem bevorstehenden Bürgeraufruhr verbreitet hatte und auch auf den Zunftstuben alle Zunftangehörigen zu Wahrung der öffentlichen Ruhe und Eintracht aufs dringlichste ermahnt worden waren.

Sinnlos rannten nun alle durcheinander. «Wo brennt's», riefen die einen, «haben die Unruhestifter losgeschlagen?» die andern. Niemand konnte bestimmte Antwort geben. Bei dem ersten Schall der Glocke war auch der regierende Ammeister aufgesprungen und eiligst auf die Pfalz (Rathaus) gelaufen. Atemlos und voller Angst und Besorgnis langte er dort an. Bald erfuhr er die wahre Ursache des ungewöhnlichen Geläutes und gebot den Sakristanen, die Glocken verstummen zu lassen.

Aengstlich horchte nun die Bürgerschaft auf und lauschte, ob nicht das Stürmen auf's neue beginnen würde. Doch das Gerücht von der wahren Ursache verbreitete sich nun rasch, und bald heiterten sich die Gesichter wieder allenthalben auf. Man war überrascht und lachte! Und nun eilte man wieder in die Kirchen, um den Predigern von neuem zuzuhören. Diese griffen den auf so abenteuerliche Weise abgeschnittenen Faden ihrer Predigten wieder auf und wussten noch obendrein fromme Betrachtungen und christliche Entschliessungen an das soeben Geschehene anzuknüpfen.

Heller und voller als gewöhnlich schallte nach vollendeter Predigt der Gesang der Gläubigen empor. Freudigen und dankbaren Herzens, von Feuersbrunst und Aufruhr verschont geblieben zu sein, gingen alle wieder nach Hause.

S.



Vogesenwanderungen

Lützelhausen — Falkenstein — Hohbühl — Franzluhr — Minzfeld — Struthof — Rothau

Gehzeit: 5 $\frac{1}{4}$ Std.

Karte der Vogesen: Blatt No. 12: Odilienberg-Hohwald und Blatt No. 11: Oberes Breuschthal.

a) Lützelhausen - Falkenstein: 1 Std.

Markierung: rot-gelb

Vom Bahnhof links, dann links über die Bahn in den Ort Mühlbach. Nach 5 Minuten kurz vor der Kirche rechts am Café à la Vignette vorbei aufwärts. Bald bei Strassenteilung rechts und nach 3 Minuten die Talstrasse aufwärts. Nach 4 Minuten Pfad rechts aufwärts in den Wald. Nach 12 Minuten Karrenweg links aufwärts. Nach 2 Minuten bei Wegeteilung links und nach einigen Schritten rechts Pfad. Nach 5 Minuten Karrenweg links aufwärts. Nach 3 Minuten der Strasse links einige Schritte folgen, dann Pfad rechts aufwärts. In 30 Minuten aus dem Falkenstein. Schöner Aussichtspunkt. Pavillon.

b) Falkenstein - Minzfeld: 2 $\frac{1}{4}$ Std.

Markierung: gelber, dann blauer Strich

Vom Pavillon abwärts und dem Pfad rechts auf der Höhe folgen. Nach 8 Minuten bei Pfadteilung geradeaus weiter. Nach 5 Minuten rechts aus dem Wald, eine Strasse kreuzen und dem Pfad über den kahlen Berg Rücken folgen. Nach 1 Minute (Achtung) schmaler Pfad links aufwärts. Markierung: blauer Strich. (Rechts «gelb» nach dem Struthof). Nach 7 Minuten der Strasse rechts ständig folgen, in 25 Minuten zum Forsthaus Hohbühl (Wirtschaft). Hier der Strasse aufwärts folgen. In 15 Minuten auf einem freien Platz mit schönen, alten Tannen, Franzluhr genannt. Man folgt der Strasse rechts eben. Markierung rot-gelb. Nach 7 Minuten bei Strassenteilung rechts. In 4 Minuten Kohlplätze. Matte mit schönen, alten Tannen. Hier Pfad links in bequemer Steigung in 1 Stunde zum Minzfeld. Schutzhütte und Brunnen.

c) Minzfeld - Rothau: 2 Std.

Markierung: roter, dann blauer Strich

Von der Schutzhütte dem Pfad über die Matte abwärts folgen. Am Wegweiserpfosten bei Wegeteilung links in den Wald. Unterwegs links Felspartie mit schöner Aussicht. Nach 30 Minuten bei Austritt aus dem Walde schöne Wanderung über Matten mit schöner Fernsicht. Bei einer Baumgruppe links eben weiter und zuletzt durch den Wald abwärts zum Struthof (franz. Zybrink). Hôtel. Geradeaus über die Matte abwärts in den Wald. Von hier abwärts in 1 Stunde nach Rothau,

Münster — Reichsackerkopf — Gaschney — Schiessrothriedweiher — Fischbödle — Metzeral

Karte der Vogesen: Blatt No. 22: Münster.

a) Münster - Gaschney: 2 $\frac{1}{4}$ Std.

Markierung: blaue Scheibe, dann rot-weiss-rot

Vom Bahnhof geradeaus durch die Anlagen. Nach 3 Minuten Strasse links. Nach 3 Minuten Strasse kreuzen und rechts aufwärts. Bald links aufwärts. Nach weiteren 3 Minuten Strasse links aufwärts. Nach kurzer Zeit rechts Pfad aufwärts an einem Wasserréservoir vorbei. Schöner Blick auf Münster. Nach 4 Minuten bei Pfadteilung links aufwärts. Schöne Anlagen. Nach 7 Minuten Pfad links aufwärts und bald einen Fahrweg kreuzen. Nach 2 Minuten bei Pfadteilung links. Wegweiser: Chemin Panorama. Bei Pfadteilung geradeaus eben weiter und bald einen Fahrweg kreuzen. Nach 15 Minuten links aufwärts auf einen Fahrweg, welchem man links folgt. Bald bei Wegeteilung links. Nach 13 Minuten im Reichsackerkopfsattel, dem Fahrweg links am Hange des Reichsackerkopfes folgen. In 20 Minuten im Sattel (Restaurant). 2 Denkmäler. Der Reichsackerkopf war während des Weltkrieges der Schauplatz heftiger Kämpfe. Hier Strasse aufwärts, am Restaurant vorbei. Markierung: rot-weiss-rot. Nach 4 Minuten bei Teilung Strasse links aufwärts. Nach 5 Minuten bei nochmaliger Teilung links. Nach 12 Minuten links auf der Matte die Ferme Wida. Ständig der Strasse folgen. In 20 Minuten an einem französischen Militärfriedhof vorbei. Der Strasse weiter folgen. Nach 5 Minuten bei Strassenteilung links in 15 Minuten zur Ferme-Restaurant Gaschney.

b) Gaschney - Schiessrothriedweiher - Metzeral: 2 Std.

Markierung: zuerst blauer, dann roter Strich

Man gehe über die Matte (das Restaurant rechts liegen lassend) am Refuge der «Amis des Vosges Colmar» vorbei. Blad hinter der Refuge bei Teilung links dem schönen Pfad folgen. Nach 20 Minuten der Strasse rechts folgen. Nach 10 Minuten bei Teilung links abwärts. Nach 4 Minuten Pfad rechts abwärts auf einen Fahrweg und rechts in 4 Minuten zum Schiessrothriedweiher (Restaurant). Man gehe über den Staudamm, dann Pfad links abwärts. Markierung: roter Strich. In 15 Minuten am Fischbödle. Kleiner See in prächtiger Lage. Man folge dem Weg auf dem Staudamm, dann Pfad links abwärts auf eine Strasse, welcher man links abwärts folgt. Die Strasse bietet prächtige Blicke in das Wormsathal. In 40 Minuten an Steinabrück (Ruine) und links in 20 Minuten zum Bahnhof Metzeral.

Alfred GAESSLER



Tél: 882

A-GUIROARD

Etude,

Croquis

Réalise

Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Westermanns Monatshefte.

Gar mannigfaltig ist das Gepräge der Gebirgszüge, die der tschechischen Grenze vorgelagert sind, aber eins ist ihnen gemeinsam: Das endlos rauschende Waldmeer, aus dem wie lichte Inseln die felsigen Berggipfel hervorragten. Die 10 Aquarelle von Hanna Hertel, die in der Julifolge von Westermanns Monatsheften veröffentlicht sind, werben für die Schöheiten der Bayerischen Ostmark; und der begleitende Text erzählt von der Geschichte und den Lebensverhältnissen der Bewohner. Zu den Deutschen in der Dobrudscha, dem Landstrich am Schwarzen Meer, führt der Aufsatz von Franz Pabst, der mit 8 Aufnahmen des Verfassers geschmückt ist. Die Erstbesteigung des Kilimandscharo durch den Forscher Dr. Meyer und den Alpinisten Purtscheller Koll würdigt das Ereignis in einem interessanten Bericht über die Eroberung des höchsten Berges von Afrika. Der bebilderte Beitrag von Paul Gerhardt «Die Güterbeförderung der Deutschen Reichsbahn», gibt einen Einblick in den inneren Betrieb dieses grössten Unternehmens der Welt. Von der Verpflanzung und Veredelung mehrerer volkswirtschaftlich wichtiger Nutzpflanzen weiss Dr. Eck zu berichten, und in dem Aufsatz «Der Sandmann» schreibt Dr. Hans Schütte über die Geheimnisse des Schlafes. Anlässlich der bevorstehenden Olympischen Spiele und des in Berlin stattfindenden internationalen Sportärzte-Kongresses zeigt Ministerialrat a. D. Dr. A. Mallwitz die Zusammenhänge zwischen Sport und Volksgesundheit. — Auch diese Ausgabe von Westermanns Monatsheften bringt viel Unterhaltendes u. a. eine Novelle von Richard Connell «Papa Chibou» und die Erzählung von H. P. Uhlenbusch «Die jüngste Nacht». Auf die Schilderung des Lebens und Schaffens des Bildhauers Ernst Gorsemann durch August Winnig sei noch besonders hingewiesen. 12 Abbildungen von Plastiken sind dem Aufsatz beigegeben. Die «Dramatische Rundschau» bringt wieder ausgezeichnete Theaterkritiken, und in der «Literarischen Rundschau» finden die wichtigsten Neuerscheinungen des Büchermarktes ihre Würdigung. Die vielen farbigen Einschaltbilder vervollständigen das wertvolle Heft. Probenummer gern kostenlos vom Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Réfugiés

Par Paul Ladurelle

Un vol. in 8° couronne, 224 pages, 12 fr.

En vente chez tous les libraires et chez l'Editeur Eugène Figuière, 166, Boulevard Montparnasse Paris (XIV^e).

Un Lorrain raconte, comme civil, la Guerre, le passage des troupes, l'évacuation forcée de la petite patrie, l'émigration, les mille histoires, presque toujours dramatiques, de la rouge époque dont le souvenir ne peut s'éteindre chez ceux qui l'ont vécue. On ne lira pas sans émotion ce récit vrai, sans truquage, bien observé, bien écrit, et qui doit avoir sa place dans toutes les bibliothèques des provinces reconquises.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elssässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.

Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prop. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach